

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938**

46 (13.11.1938)



# Der Führer

## AM SONNTAG

Sonntag, 13. November 1938

Folge 46 / Jahrgang 1938

# MUSIK *im* HEIM

Zum Tag der deutschen Hausmusik 1938 — Von Richard Slevogt

Wir schreiben diese Zeilen in der Absicht, jedem Volksgenossen etwas bieten und sagen zu können, wir wollen das Wesen einer volksnahen Musikpflege, einer in Art und Wesenheit der Deutschen verantwortlichen Volks- und Hausmusik aufzeigen, und nehmen daher bewußt Abstand von historischen und kritischen Untersuchungen. Das Musizieren unseres Volkes von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart und die großen deutschen Meister der Tonkunst sollen Gegenstand unserer Ausführungen sein. Und beides zusammen in der Beleuchtung einer kulturpolitischen Betrachtung und letzten Endes in Abstimmung auf den bevorstehenden „Tag der deutschen Hausmusik 1938“ am 15. November sei die eigentliche Aufgabe dieses Beitrages.

### Musik als Sprache der Volksseele

„Musik ist der Ausfluß eines schönen Gemütes.“ Diese Worte eines großen Deutschen des 19. Jahrhunderts kennzeichnen in Kürze das Wesen der Musik, aber auch deren Bindung zur deutschen Volksseele. Musik ist eine Kunst, die sich in der Hauptfache an das Gefühl, das Gemüt wendet, ein Umstand, welcher dann auch fast alle sogenannten „konstruktiven Werte“ zumindest als problematisch empfinden läßt. Selbstverständlich sind die immer gültigen Gesetze der Tonkunst vernunftgemäß gefaßt und zum Teil als „Theorie“ begrifflich bestimmt, doch kommen wir auch hier gar bald zu der Benennung „Klangsin“, „Formgefühl“ u. a., also zu Namen, die ihrerseits wieder ihre Herkunft vom rein Gefühlshabenden, Sinnlichgebundenen erkennen lassen. Der Deutsche ist bekanntlich in hohem Maße Gefühlsmensch. Das Gemüt ist es, welches gar oft in entscheidender Weise sein Tun und Lassen beeinflusst. Im umgekehrten Sinne haben daher auch sogar geschichtlich und staatspolitisch große und entscheidende Geschehnisse stets in der Gefühlswelt des Volkes, insbesondere im Singen ihren Niederschlag gefunden. Aber nicht nur die großen, umgestaltenden Ereignisse sind es, die unser Volk, den deutschen Menschen zum Singen bewegen, auch die Geschehnisse des Alltags, Freunde und Glück, Trauer und Trost veranlassen den Deutschen, sich der Macht und Gewalt der Töne hinzugeben. Und hier tritt nun das Heim in Erscheinung.

Und diese Art Hausmusik ist es, die wir pflegen wollen und die uns ein wertvoller Erziehungsfaktor im Volksleben ist. Was war nun das Merkmal des häuslichen Musizierens früherer Jahrhunderte? Die Hausmusik war in vornehmstem Sinne auch Volksmusik. Alle Schichten, alle „Klassen“ oblagen der Musikpflege, die letzten Endes Herzenssache war.

Später war es dann das Zeichen eines kunstbestimmten Bürgerturns — das Musizieren an Fürstenthöfen ziehen wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung — wenn wir die Familie bei der Pflege guter Musik antreffen. Bald zeichnet sich die weitere Entwicklung schon deutlich ab. Das Musizieren wird allmählich eine Angelegenheit der kunstinteressierten Kreise. Der einzelne mußte bereits irgendwelche technische Voraussetzungen erfüllen, um der Wiedergabe guter Musik gerecht zu werden. Nicht jeder ist nun noch in der Lage, sich selbst die Literatur zu erschließen, und unverkennbar tritt jetzt die sogenannte

Kunstmusik im Gegensatz zur schlichten, eigentlichen Volkskunst in Erscheinung. Und eben diese Kunstmusik wird nun zum wertvollsten Bestandteil der Hausmusik. Nehmen wir einmal die Zeit Schübens (um 1600) und Bachs (um 1700) mit ihrer hochentwickelten Musikpflege im deutschen Heim. Das befeuerte vorbildliche Gemeinheitsmusizieren feiert hier Triumphe. Aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist uns das Bildnis der musizierenden Mozart-Familie ein untrüglicher Beweis für die hohe Stufe häuslicher Kunstpflege. Als eigentlich bewußt geformter Begriff tritt dann die Hausmusik im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts auf den Plan. Es war eine lobenswerte Begeisterung für alles Schöne, Große und Erhabene, welche unzählige Zirkel entstehen ließ und den Ruhm Polyhymniens sowohl in Paläste, als auch in Bürgerhäuser trug. Doch spaltet sich hier als Ergebnis der weltanschaulichen und gesellschaftlichen Struktur der Zeit gar bald die sogenannte „Salonmusik“, ein vermäffterter und oftmals billiger Ableger der guten Hausmusik, ab. In unseren Tagen nun erleben wir ein begriffenwertes Sichbestimmen auf wahre Kunst und eine Rückkehr zu den Quellen der volksverbundenen Hausmusik.

### Das Wesen der Hausmusik

Wie wir schon andeuteten, wendet sich die Hausmusik an den kleinen Kreis, an die Familie. Sie soll nicht nur der Geselligkeit dienen, sondern als ethischer Faktor erheben und veredelnd wirken. Welche Grundbedingungen sind nun hierzu erforderlich? Ein musikalischer Mensch wird auch immer ein schöpferischer Mensch sein — je nach Beschaffenheit und Stärke seiner Veranlagung. Nehmen wir an, es finde jemand ein Lied, gleichgültig, ob dies nun ein bedeutsames Kunstwerk oder eine schlichte Weise ist. Immer wird der Singende sein eigenes inneres Erleben zum Gradmesser des Eindringens seines Vortrages machen, immer wird der Zuhörende in dem Maße ergriffen und überzeugt werden, in welchem der Vortragende selbst in dem Maße der Gewalt der Musik steht und den Tönen Ausdruck zu verleihen vermag. Genau so bei einem Instrumentalwerk. Je mehr der Ausführende sich in die Welt des Komponisten einfühlen und einleben kann, je echter seine persönliche Anteilnahme am einstigen Schaffen des jeweiligen Meisters ist, je mehr also sein „Nachschaffen“ in Erscheinung tritt, desto nachhaltiger wird die Wirkung seiner Interpretation sein. Bei der eigentlichen Hausmusik wird nun die Begeisterung am Werk, also die gefühlsmäßige Verbundenheit — neben einem gediegenen technischen Rüstzeug — im Vordergrund stehen. Hier im gemütlichen Heim werden ja keine virtuosen Spitzenleistungen verlangt und angestrebt, hier soll das künstlerische Erlebnis, sei es in einem Einzelvortrag oder in der Gemeinschaft, zur Geltung und Entfaltung gelangen.

### Die erzieherische Aufgabe

Kein Geringerer als Goethe sagte einmal: „Wer Musik nicht liebt, verdient nicht ein Mensch genannt zu werden; wer sie liebt, ist ein halber Mensch, wer sie aber kreißt, der ist ein ganzer Mensch.“ Es versteht sich von selbst, daß der erzieherische Wert der Musikpflege zum großen Teil in diesem mehr oder weniger eigenhöfnerischen Nachschaffen liegt. Denn hier wird der Vortragende gezwungen, sein Inneres zu offenbaren, seine Erlebnisfähigkeit in den Dienst des Kunstwerkes zu stellen und mit aufrichtiger Wahrhaftigkeit den in der Musik enthaltenen Werten Ausdruck zu verleihen. Mit dem Hören guter Musik alleine kann dieser Zweck nicht erreicht werden. Denn hier haben wir es nur mit einem Empfangen, einem Nehmen zu tun. Bei der selbsttätigen Musikausübung aber hat der Ausführende zu geben, und zwar das selbstig Beste, dessen er fähig ist. Und erfahrungsgemäß wird das Musizieren vor andern bzw. mit andern zu immer größeren Leistungen anspornen, wird also in jeder Hinsicht fördernd und weiterbildend sein. Daher das Ideal eines „ganzem Menschen“ im Goethischen Sinne.



Am Klavier

Aufn.: E. Haase, Frankfurt a. M.



Kammermusik

Führer-Archiv

erzieherische Wert der Musikpflege zum großen Teil in diesem mehr oder weniger eigenhöfnerischen Nachschaffen liegt. Denn hier wird der Vortragende gezwungen, sein Inneres zu offenbaren, seine Erlebnisfähigkeit in den Dienst des Kunstwerkes zu stellen und mit aufrichtiger Wahrhaftigkeit den in der Musik enthaltenen Werten Ausdruck zu verleihen. Mit dem Hören guter Musik alleine kann dieser Zweck nicht erreicht werden. Denn hier haben wir es nur mit einem Empfangen, einem Nehmen zu tun. Bei der selbsttätigen Musikausübung aber hat der Ausführende zu geben, und zwar das selbstig Beste, dessen er fähig ist. Und erfahrungsgemäß wird das Musizieren vor andern bzw. mit andern zu immer größeren Leistungen anspornen, wird also in jeder Hinsicht fördernd und weiterbildend sein. Daher das Ideal eines „ganzem Menschen“ im Goethischen Sinne.

### Das Klavier als Mittelpunkt

Wir wollen jetzt einmal mehr die technische Seite des häuslichen Musizierens betrachten. Wir sagen wohl nicht zuviel, wenn wir feststellen, daß im Mittelpunkt der Hausmusik der letzten Jahrhunderte das Klavier bzw. seine Vorläufer stand und noch steht. Das Klavier weist eine große Vielseitigkeit auf, birgt eine gewaltige Fülle von Möglichkeiten in sich, so daß es sowohl als Solo- wie auch als Begleitinstrument oder als Bindemittel im Ensemble eine hervorragende Rolle spielt. Als Soloinstrument wurde das Klavier durch Franz Liszt in den Konzertsaal eingeführt. Das Wirken der großen Virtuosen des 19. Jahrhunderts hat auch die Bedeutung dieses Instruments im häuslichen Kreise beeinflusst. Jedoch erschließt uns das Klavier nicht nur die gesamte einschlägige Literatur. Wir können daraus auch Opern und Orchestermusik zum Erlangen bringen. Das umfangreiche Lebenswerk eines Haydn, Mozart, Beethoven, eines Schubert, Schumann und Brahms, um nur wenige Namen zu nennen, läßt sich teils in der Urfassung, teils in

entsprechenden Bearbeitungen auf dem Klavier darstellen. Daß natürlich bei modernen Klavierpartituren die Übertragung auf das Tasteninstrument lediglich als größtenteils unzulänglicher Notbehelf zu betrachten ist, versteht sich von selbst, ändert aber an dem Wert des Klaviers nicht das Mindeste. In klanglicher Hinsicht bietet uns das Klavier als Solo- und Begleitinstrument die Möglichkeit der Entfaltung vollster Kraft und echter Dramatik. Es bietet aber auch im Zusammenwirken mit anderen Instrumenten die mannigfaltigsten Verwendungsmöglichkeiten. Wir wollen daher an dieser Stelle keine Einzeltatsachen, ja geradezu einmalige Bedeutung für die Pflege der Hausmusik mit allem Nachdruck unterstreichen.

### ... und die Kammermusik

Ebenso wichtig und dankbar ist die Aufgabe der verschiedenen Streich- und Blasinstrumente (Violine, Viola, Violoncello, Fagott, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn) für die Pflege der Hausmusik. Duos, Trios, Quartette und Quintette in der abwechslungsreichsten Zusammenfassung bilden das Rückgrat häuslichen Musizierens. Die bereits oben genannten Namen spielen auch auf dem Gebiete der Kammermusik eine entscheidende Rolle. Ein gutes Zusammenspiel, vor allem aber das geistige Durchdringen eines Werkes und die dadurch bedingte Gehaltshaltung des Musizierens sind ein hohes Ziel, dessen Verwirklichung aber die beglückende Gewißheit mit sich bringt, einer guten Sache einen guten Dienst erwiesen und das Wollen mit dem Können in wohlthuender Harmonie gebracht zu haben. Daß beim kammermusikalischen Gemeinschaftsspiel auch das Klavier in entscheidender Weise in Erscheinung tritt, haben wir ja früher schon erwähnt.

### Neue Wege der Hausmusik

Mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus wurde auch die deutsche Hausmusik einer neuen Blüte entgegengeführt. Gute Literatur erfährt wieder die gebührende Vertiefung, vor allem aber ist es die jeiliche Er-







Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

# Das Rampenlicht

Von Günther Röhrdanz

## Marie Fraendorfer

Ueber alles die Liebe zum Theater

34 Jahre Karlsruhe. Das ist eine lange Zeit. Im Jahre 1906 lief also im alten Karlsruher Bahnhof der Zug von Berlin ein, der die gefeierte Künstlerin zusammen mit ihrer Kusine, die sie immer begleitete, in die Kaiserstadt brachte. Durch die Stadt polterte noch die Pferdewagen. Und die bekannte Heroine und Salon-dame, die in Berlin verweilt worden war und nun dem Ruf des damaligen Intendanten Baßermann Folge geleistet hatte, hat während des ganzen ersten Jahres selbst nicht geglaubt, daß sie länger als eine Spielzeit in Karlsruhe bleiben würde. 34 Jahre sind daraus geworden. Und heute ist diese Stadt ihr zur zweiten Heimat geworden. Schon Ferientage fern von Karlsruhe genügen, um das Heimweh nicht mehr zum Schweigen kommen zu lassen.



Ein Bild aus der Anfangszeit. Marie Fraendorfer als Loni in „Herrgottschnitzer“. Aufn.: Kuban, Konstanz.

Heute in jeder Aufführung, in der die Karlsruher Marie Fraendorfer bewundern dürfen, ihre schöne Erfüllung finden. Noch heute ist diese große Künstlerin wie im ersten Tag ihrer Theaterlaufbahn erfüllt von heiserer Liebe und jugendlicher Begeisterung für die Welt des Theaters. Und diese in allen wirklich großen Schauspielerinnen und Schauspielerinnen schimmernden Eigenschaften machen Marie Fraendorfer zu einer überlegenen Menschenbakterin, befähigen sie, bis in die letzten Tiefen einer dichtesten Gestalt einzudringen und sie mit blutvollen, echten Leben zu erfüllen.

### I brauch' kei Theatergrel

Von dieser unendlichen Liebe zum Theater war schon die 13jährige, fröhliche Wienerin erfüllt, als sie aus übervollem Herzen den Eltern ihren Wunsch offenbarte, zum Theater zu gehen. „I brauch' kei Theatergrel“, war die Antwort des Vaters, in der er deutlich zum Ausdruck brachte, daß er von diesen Wünschen seiner Tochter keineswegs erbaut war. Wie hatte überhaupt diese Lust in der Familie nicht auftauchende seltsame Neigung in der jungen, klotten Wienerin Platz greifen können? In der ganzen Familie gab es bis dahin keinen Bühnenkünstler. Und doch war jetzt auf einmal die Begeisterung da, entsandt durch die großen künstlerischen Erlebnisse, die das Burgtheater mit jeder Vorstellung allen Wienerern schenkte. Und bei der funstliebenden, unendlich musikalischen Mutter fand die Tochter dann auch mehr Verständnis. Sie wurde von da ab die Vertraute der Theaterpläne der Tochter. Vielleicht hat sie es sogar gerne gesehen, wenn die Tochter unter denen zu finden war, die schon am Vormittag um 11 Uhr an den Kassen der Burg sich drängten, um für die Abendvorstellung noch einen Platz auf dem hohen Olymp zu ergattern.

Und eines Tages war es dann so weit. Das „Theatergrel“ tat den Sprung. Es wurde Schülerin des Konservatoriums in Wien. Und unter ihren Lehrern Altmann und Arnau für Sprechkunst und Baumeister für das Dramatische war der große M i t t e r w o r t e r, der neben seiner Tätigkeit am Burgtheater als Professor am Konservatorium wirkte.

### Charlotte Wolter als Vorbild

Von einem später fanatischen Entfussasman waren die Jungen und mitten unter ihnen Marie Fraendorfer erfüllt. Charlotte Wolter, die berühmte Heroine des Burgtheaters, war ihr Vorbild. Ein hohes Ziel hatte sich die junge Künstlerin damit gesetzt. Abgöttisch wurde



Die neueste Aufnahme von Marie Fraendorfer. Aufn.: „Wähle Dein Bild“, Wien.

diese große Meisterin einer klassischen Schauspielerkunst verehrt. Und noch viele Jahre später, als Marie Fraendorfer selbst schon als gefeierte Schauspielerin auf den Brettern stand, die die Welt bedeuten, hat sie bei einem feierlichen Empfang, der nach einem Gastspiel der Wolter in Berlin veranstaltet wurde, mit stolzendem Herzen als Gast in einem Seitenzimmer gesessen und ihr großes Vorbild anständig bewundert. Aber mit einem solchen Vorbild und einem so hoch gesteckten Ziel mußte der Sprung ins Rampenlicht glücklich gelingen. Und er gelang wirklich. Eines Tages hatte die 17jährige ihr erstes Engagement für Glogau in Schlesien in der Tasche. Mit einer Kusine, die sie auch später nie wieder verlassen hat, fuhr die junge Künstlerin in die Welt ihrer Sehnsucht. Es war nur ein kleines Theater, an dem sie jetzt tätig sein sollte. Der Nachwuchs mußten um 9 Uhr zur Schloßkirche und um 10 Uhr zum Chor für die Oper antreten. Und trotzdem hat die Künstlerin für die Bühnenpraxis gerade hier viel gelernt. Hier stand sie auch zum ersten Mal auf der Bühne. Hier wurde auch der Drowski ohne jede Gesangsprobe gegeben. Und in dieser Welt ging die Künst-



Dreimal Marie Fraendorfer

Die Aufnahmen zeigen die Künstlerin in drei bedeutenden Rollen am „Deutschen Theater“ in Berlin. Von links nach rechts als Adelheid von Waldorf in Goethes „Götz von Berlichingen“, in der Titelrolle von Goethes „Iphigenie“ und als Paulina in Shakespeares „Winterräumen“. Aufn.: Lili, Berlin (2); E. Bieber, Hamburg (1)

lerin vollkommen auf. Der Gedanke allein an das Theater konnte sie alles Irdischen entrücken. Den Blick nach oben gerichtet war sie in ihrer Welt. Einmal wurde sie aber recht unzufrieden ins Diesseits zurückbeordert. Ganz in Gedanken versunken war sie über den Glogauer Markt gegangen. Auf einmal lag sie mitten unter den Salatkrüben. Diese alltäglichen Geschehnisse, in denen geschäftstüchtige Bäuerinnen am Markttag ihre Erzeugnisse feil boten, hatten den beschwingten, melancolischen Schritt der jungen Kunstenthusiastin ins Gebenmt, die nun noch obendrein das Gefühlspeis einstecken mußte.

mußte, daß sie ihm das Haus und damit die Kassen füllen würde, war dieser unter einer Bedingung einverstanden. VArrange sollte an Lautenburg eine Konventionalstrafe in der Höhe der Gage zahlen, die die Künstlerin in der Spielzeit bezogen hatte. Damit hatte er die Künstlerin zwar verkauft, aber er hatte sie — und das war ihm das wichtigere — eine ganze Spielzeit umsonst gehabt. Am „Deutschen Theater“ begann nun für Marie Fraendorfer eine herrliche Zeit, ein Abschnitt in ihrem künstlerischen Schaffen, der heute noch, wie sie selbst angibt, in ihr nachklingt. Hier war sie die Partnerin von

### Zu großen Erfolgen

Auf Glogau folgte Görlitz. Und von hier kam Marie Fraendorfer nach Breslau. Es ging aufwärts auf der Leiter zum Ruhm. Jede Sprosse aber kostete Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit. Auch auf dem Theater will der Erfolg erarbeitet und errungen sein. So hatte es die Künstlerin ihrem Fleiß und ihrer großen Begehung zu danken, daß sie schon in Breslau alles spielte, was gut und teuer war. Büchstum und Presse feierten sie. Und einer der Presseleute verteilte sich sogar zu einer der jungen Künstlerin fast gefährlich klingenden Prophezeiung, daß er sie bestimmt eines Tages in Berlin am Residenstheater sehen würde. Sieß das nicht, das Schicksal herauszuwerden? Und doch hat dieser Pressemann recht behalten, denn noch ehe die Künstlerin in Breslau recht warm geworden war, kam wirklich der Ruf ans Residenstheater in Berlin. Der erste ganz große Erfolg war errungen! Klopfernden Herzens fuhr Marie Fraendorfer in die Reichshauptstadt. Zum ersten Mal sah sie diese große Stadt in ihrem Getriebe und erlebte ihren Rhythmus. Doch, was kümmerte die beiden Damen die Stadt selbst? Das Theater war ihre Welt, hier wollte sie schaffen und wirken. Hier wollte sie die Berlin-er erleben. Und schon der erste Abend als Clotilde in Sardous „Fernande“ wurde ein großer künstlerischer Erfolg. Und das nicht allein. Nach der Vorstellung erlöbte der Intendant ihr eine Gage ohne weiteres um 100 Mark, allerdings mit mahnend erhobener Finger, sie sollte aber nun nicht übermütig werden.

### Einfach verkauft

Dieser Intendant war Lautenburg, der sich hier von einer seine Klasse sonst kaum kennzeichnenden Seite zeigte.

Joseph Kaina, eines der Größten, die das Theater erlebt hat. Damals feierte er in Berlin im Abend als klassischer Held Triumphe. Ein oft eigen-sinniger, manchmal sogar launischer Mensch, aber ein hinreißender Schauspieler, der ewig zu den großen Beand-deten seines Fachs zeh-rend wird. Mit ihm zusammen spielte Marie Fraendorfer die Ge-stalten in den Schöpfun-gen unserer arbeitsen Dichter.

Als Gbolf fand sie ihm in Schillers „Kabale und Liebe“ gegenüber oder sie feierte in der Rolle der Adelheid zusammen mit ihm als Weiglauer in Goethes „Götz“ Triumphe. Die-jenigen, die Joseph Kaina selbst noch auf dem Theater sahen, werden verstehen, daß Ma-rie Fraendorfer heute noch die Worte und Sprache ihres großen Partners im Ohr klinkt. Doch auch mit Adalbert Raifowski spielte sie hier zusammen. Sie war die Fürstin und er der Schauspieler in sei-nem Liebhabersstück „Se-an“, als er damit in Berlin gastierte, und hat mit ihm zusammen in Hamburg in dem gleichen Stück gastiert. In dieser Zeit liegen für Marie Fraendorfer unvergessliche Erlebnisse. Sie selbst ist zu dieser Zeit die von den Berlinern mit Beifall verurteilte und in jeder Aufführung gefeierte Schauspielerin. Als sie aber Jahre später die Nachricht vom Tode ihres großen Lehrers Mitterwurzer und die vom Hin-scheiden Joseph Kaina erreicht, glaubt sie, mit dem deut-schen Theater sei es nun zu Ende.

### Durch Pleiten vertrieben

In Berlin aber begann sehr bald die Zeit wechselvoller Theaterjahre. Alle Augenblicke hatte ein Theater einen neuen Intendanten. Natürlich blieben auch die Schauspieler von diesem unruhigen Leben nicht un-



Aufführung von Björnsons „Ueber die Kraft“ am „Deutschen Theater“ in Berlin. Im Vordergrund kniend Marie Fraendorfer

Am so deutlicher bewies er später, daß er absolut nicht ans der Art gefallen war. Durch die Erfolge im Residenstheater war VArrange, der Intendant des „Deut-schen Theater“ auf Marie Fraendorfer aufmerk-sam geworden. Als er sich an Lautenburg mit der Bitte um Ueberlassung der Künstlerin wandte, von der er

rührte. Als es dann Marie Fraendorfer einmal passierte, daß ein Theater, mit dem sie Vertrag hatte, Pleite machte, noch ehe sie überhaupt gespielt hatte und sie so mit anderen Kollegen einfach ohne Engagement war, hatte sie genug von diesen Säunen der Berliner Theater und ihrer unabhängigen Geldgeber. Als dann der Ruf Baßermanns von Karlsruhe kam, ging sie kurz ent-schlossen an das damalige Hoftheater. Wieder öffnete



Die Künstlerin in einer Rolle aus der Residenstheaterzeit in Berlin. Aufn.: Privat.

sich ihr eine neue Welt, denn bis dahin war die Künst-lerin an einem Hoftheater noch nicht gewesen. Und hier in Karlsruhe in Marie Fraendorfer dann geliebt bis auf den heutigen Tag.

Am nächsten Sonntag lesen wir:

Hans Herbert Michels



Als Salon-dame in einem französischen Lustspiel. Aufn.: Bieber, Berlin.



# So sagte Felizian

Von Werner Dellers

Das kleine Kaffeehaus, das er täglich zu besuchen pflegte, fügte zu dem Vortage, eine Anzahl Zeitungen und Zeitschriften auflegen zu haben, in den Mittagsstunden jenen zweiten, der zur erschöpfenden Ausbeutung des ersten unerlässlich war: eine fast vollkommene Keere und Ruhe. Auch heute war, als er eintrat, nur ein Gast im Lokal, ein junges Mädchen, das saß in einer Ecke saß.

Als Felizian nach der vierten Zeitung griff, sah sie immer noch da. Darüber wunderte er sich, und als er, über den Zeitungsbund hinweg zu ihr hinüberlief, nahm sie seine Aufmerksamkeit gefangen. Sie schien ein wenig scheu und auch ungeduldig, und als nun die Tür aufging, gab es ihr einen Blick, ihre Blicke bestanden sich gelassen auf den Eingang. Doch sogleich löste sich die erwartungsvolle Spannung wieder, und in die Augen schied eine kleine Traurigkeit, ja ein Schimmer von Angst.

Felizian hielt immer noch die Zeitung und blickte über den Rand. Das Mädchen, in einem blauen, zierlichen Kleid mit kurzen Ärmeln, war nicht sonderlich schön zu nennen, doch hatte es ein kluges, ebenmäßiges Gesicht und eine klare Stirn. Vor allem aber umgab sie der Duft der

# HERBSTABEND

Von Herbert Böhm

Langsam fließt wie Wein aus goldener Schale rote Glut des Abends. Sanft geblendet faltet sich der Wolkenrande fahle, kalte Scheu, daß sich die Sonne wendet.

Nebelgeister nagen an den Wiesen, Schwermet wirt ihr silbergraues Kleid, und verhoht im Wald von Eichenriesen spinnt die Nacht schon an der Ewigkeit.

Jugend und Unverfälschtheit, jene gleich zauberhafte wie ruhende Befangenheit, die aus der heimlichen Furcht vor den großen, noch unbekannten Geheimnissen der Welt kommt.

Felizian hatte Mittel mit ihr, und mit dem Mittel ergriß ihn ehrlicher Zorn auf den „Windbeutel“, der die Enttäuschung über sich und warten ließ, unbekümmert um ihre Unerfahrenheit, unbekümmert um ihre Not und Angst. So sind die Männer! dachte er bitter und bemühte sich, eine kleine Unbegreiflichkeit aus seinem Innern wegzuschleichen.

Je länger er sie ansah, um so mehr schien es ihm, daß sie herrlich sei. Die klare Stirn und die großen, blauen Augen waren selbstsam beglänzt, in dem weichen, schmalen Gesicht waren nebeneinander das Kind und die Frau, anscheinend unzertrennlich. Die Not und Enttäuschung aber, die sich darin spiegeln, bewegten mehr und mehr sein Herz. Wie lange wohl mochte sie hier schon ansitzen, immer noch wartend, immer noch hoffend? Was nun, wenn ihre Enttäuschung vollendet, wenn ihre Treue verraten werden würde? Was es etwas Schmähtlicheres als das Verhalten des Burschen, der mit der Unschuld dieses reinen Gottesgeschöpfes sein Spiel trieb?

Felizian hatte die Zeitung hingelegt und hielt nun den Kopf in die Hand gedrückt. Heimlich beobachtete er die wachsende Rot der Kleinen, die immer erbarmungswürdiger wurde. Wahrscheinlich wird sie gleich zu weinen anfangen, dachte er. Schon sah er im Geiste, wie sie ihr Taschentuch ausstramte und es verflochten an die Augen drückte. Er fürchtete es und gleichzeitig schmeckte er es herbei. Er würde dann aufstehen und sich um sie bemühen. Er stellte sich vor, wie er ihr zuredete, wie er mit ihr durch den Schloßgarten spazieren, wie er sie trösten würde, auf jede Weise.

Ohne daß er sich dessen bewußt wurde, fing Felizian an, seine Krawatte zurechtzurufen, die Fäden zu knöpfen, das Haar glatt zu streichen.

Da ging die Tür auf. Die Blicke der Kleinen flogen hinüber, dann sprang sie auf, wie elektrifiziert. „Johannes!“ rief sie erlöst und frohlockend und lief einem jungen Manne entgegen, der mit allen Zeichen der Hast hereinkam und nun — offenbar erklärend und sich entschuldigend — auf sie einredete. Das Gesicht des Mädchens war völlig verwandelt, es strahlte und leuchtete von einem großen Glück.

Als die beiden kurz darauf lachend und plaudernd das Kaffeehaus verließen, trat auch Felizian seine Tasse leer. Und während der Kellner nach Kleingeld suchte, um herauszugeben, sagte er: „Na, das Mädchen da drüben hat sich aber noch mal angelehnt!“ Er hand auf und ging mit müßigem Gesicht hinaus.

# MÜLLER & CO.

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Wenn Fraulein war ich alt damals. Und mein Vater hatte ein Expeditionsgeschäft in der Bayerstraße. Müller & Co. hieß es und war nach meiner Meinung das erste Expeditionsgeschäft der Welt. Welcher Junge hätte 'eines Vaters Handel nicht gerade so betrachtet? Aber dieses Jungen Kameraden sind ebenso natürlich die geborenen Zweifler. „Was?“ sagten sie, „was? das größte Expeditionsgeschäft der Welt? Daß i net lach — schon in der nächsten Straße kennst' sein Mensch mezt.“

Jetzt galt es meines Vaters Ehre und die meine. Eine Ehre wiederherzustellen, dazu sind die Betten da: „Woll'n wir weit'n“, sagte ich, „woll'n wir weit'n, wenn wir in der nächsten Straße irgend einen Menschen nach der Firma meines Vaters fragen — woll'n wir weit'n, daß er auf der Stell' uns sagen kann, wer sie ist und wo sie ist — woll'n wir weit'n, ha?“

„Jesse, da mußt' d' glatt verster'n mei Staba — Also au, zu fängt hogen wir die Heustrasse hinein. Ein dicker Mann kam uns entgegen.

„Sie, erlaub'n S“, sagte ich, „wo ist denn da Müller und Kompanie, das große Expeditionsgeschäft von Müller und Kompanie?“

Auf der Insel Belle Isle an der Südküste der Bretagne steht hochgerichtet, wie der steile Finger eines Riesen, ein alter Leuchtturm. Es ist Abend.

Der Ocean tobt, tobt, brüllt und bellt und schenert seinen gigantischen Leib am Ufer. Der Turm, unmaßstäblich vom Sprühregen des Wisches, leuchtet nicht, seine Lampe wacht auf. Das Kreiselwerk dreht sich nicht. Der Turm ist erloschen.

Wo bleibt der Wärter? — Da kommt seine Frau gerannt. — Von allen Seiten wirft sich ihr der Sturm entgegen, läßt ihre Röcke flattern und ihre Haare knattern.

Sie ruft ihren Mann. Keine Antwort. Sie schleicht näher, geht suchend, wie von einer dumpfen Ähnung erfüllt.

Am Fuße der eisernen Treppe liegt er, blutig, fast leblos. Er ist beim Besetzen des Turmes ausgeglitten und in die Tiefe gelaufen wie ein Stein.

Wie der Tisch einer glühenden Nadel fährt ihr heißes Erschrecken durchs Herz. Nun faßt sie den Mann und schleicht ihn auf eine Pritsche, die unten im Leuchtturm steht. Sie ruft ihn an, schreit in seine Ohren. Er öffnet die Augen. Wie ein Wunder ist das. Er erkennt sie. Seine Lippen formen leise und mühsam die Frage: ob das Licht oben auf dem Leuchtturm schon brenne?

Da weiten sich die Augen der Frau vor Entsetzen, sie stürzt zum Turm hinauf. Durch die Fensterrahmen sieht sie gespenstisch den Himmel jagen. Sie zündet das Licht an. Aber sie muß noch den Motor, der das Kreiselwerk in Bewegung hält, anwerfen. Die Frau müht sich, sammelt ihre Kraft und müht sich immer wieder. Der Motor will nicht anpringen. Und dazu kommt ihr noch die Nachricht ihres Mannes ins Gedächtnis, daß sechs große Dampfer den Leuchtturm passieren.

Die Lichtschein, wie sie jetzt stehen, stehen faßlich. Sie bringen die Schiffe in Gefahr. Die Ueberlegung zerpfeift ihr die Brust.

Der Kreiselmotor muß gehen. Er muß! Sie jagt wieder hinunter zu ihrem Mann. Er muß ihr Rat geben. Der Mann antwortet nicht, liegt in tiefer Ohnmacht. Sie rüttelt ihn. Nur ein Wort. Sie streift ihm das verwirre Haar, ruft ihn wie ein Kind und spricht zu ihm mit leiser, zärtlicher Stimme. Er wacht immer noch nicht auf. Es ist fast dunkel in der Kammer, in der der bemittelte Leuchtturmwärter liegt, nur der Lichtschein des Mondes, der durch das kleine Fenster fällt, leuchtet.

Wie aus einer Erharrung aufgerüttelt jagt die Frau wieder davon, hin in ihre Kiste, holt ihre beiden Jungen aus dem Bette. Halb angezogen, angefaßt und mitgezogen, steigt sie mit ihnen auf den Leuchtturm und dreht mit ihnen das Kreiselwerk.

Wie in einer Kretzmühle gehen die drei. Sie leuchten. Schweiß dringt aus den Poren, aber das Kreiselwerk dreht sich. O Gott, das Kreiselwerk dreht sich! Gleich aber weht wieder das Erblassen über das Gesicht der Frau, eine Erharrung überzieht ihre Züge. Sie denkt an ihren Mann, der unten hilflos liegt. Es ist ihr auf einmal, als ob er rufe. Qual durchdringt ihr Herz. Nun ist auf ihrem Gesicht ein Ausdruck den andern ab.

Der Wind stemmte sich ihr entgegen, als die schwere Haustür ins Schloß sank. Dore lief die Stufen betastend, bog um die Ecke. Der Wind wehte in den Kaminen, es roch nach Blättern und Feuchte, Tropfen fielen, aus der Richtung des Dorfes bestete ein Hund.

Dore nahm all dies wahr, Wind, Kühle und Nachtgerüche, und strebte eilig vorwärts, bemüht, einem Gefühl nicht Raum zu lassen in sich, der Furcht, die in der Dunkelheit lauerte, um sich auf sie zu stürzen wie ein Tier. Denn dies war geliebtes von ihrer schweren Krankheit: sie, die sonst unbewegt blieb von Menschen jeder Art, der es nichts ausmachte, ihren Mann abends allein im kleinen Tourenwagen von der Bahn zu holen, was eine halbe Stunde Fahrt durch nächtlichen Wald bedeutete, sie, die ohne Begleitung ritt, sie fürchtete sich nun, ihre Nerven gaben nach. Es war ein gemächlicher Entschluß gewesen, allein um diese Zeit über den Hof zu gehen, einzig, weil Achim nach Dore gefragt hatte. Der Diener hatte seinen reinen Abend, und die Mädchen sangen in der Küche, da mochte sie nicht zögern. Zudem war

es beglückend, sich zu überwinden und diesen Weg für ihren Mann zu tun. Man sagte, Zigeuner seien wieder im Dorf gesehen worden und unheimlich entschlossene Gefallen unter ihnen. Doch gerade dieser Gedanke einer möglichen Unsicherheit spornte sie an.

Sie durchschritt die Pforte am Entengraben, aber querte den Hof, und nun suchte die Finger am Schloß des Hofkellers. Durch den Torweg des Wirtschaftshofes segten Windstöße, Dore drückte sich eng an das Türholz, der Kiesel gab nach. Die elektrische Taschenlampe blinkte auf, ein Schatten huschte über die Gasse, die weißgefallenen Schwänze und das Dedengewölbe.

Mit eiligen Händen raffte sich Dore Kopf auf, Mäuse huschten im Stroh, die Nacht hand schwarz vor der halboffenen Tür, die sich im Zug bewegte. Dore leuchtete über die Gasse, suchte die reifsten Früchte. Es war Torheit, sich zu fürchten. Jemand in einem Hofwinkel mußte der Nachtwächter sein, im Perdeholl schief der Schäferhund, und das Haus lag in Ruhe. Dennoch war ihr Gesicht wie das eines ängstlichen Kindes, als sie sich zum Zurückgehen entschloß. Der Hofplatz lag seltsam fast im Licht des halben Mondes. Die ersten Schritte über den einsamen Pfad gelangten noch leidlich gefast, dann knachte es leise im Gebüsch, es plätscherte im Entengraben, und die Frau flog dahin, gefast von Schrecken.

Niemand verfolgte sie. Sie begriff es, als sie aufatmete in der Halle stand, und sah mit leiser Beschämung zurück, die Kaminen behüteten den Stall gleich einer dunklen Mauer; der Ofen am Turm raschelte und flüsterte. Dore sah in diesem Gegenfug zwischen Geräume und Stille, zwischen Nachtstille und Wärme des Hauses mit einer Deutlichkeit, die sie lange nicht empfand, die Geborgenheit ihres Lebens. Wohl war es nicht leicht mit Achim, bei ihm gab es kein Ruhen und befährigtes Treuen; es war eher ein festes Vereisen, ein Wachsein und Aufmerken äußerster Art nötig, um seine Zufriedenheit zu behalten. In seiner Nähe gab es niemals ein Schgehenlassen, kaum ein Gelfcheln. Und sie, die aus umhagtem Elternhaus kam, hatte anfangs vor Hilflosigkeit Fehler um Fehler begangen. Nun liebte sie die fähle klare Atmosphäre um ihren Mann, sie hatte bei ihm Selbständig gelernt, und wenn sie auch zuweilen Wärme entbehrte, so spürte sie in felsenigen Augenblicken, daß sie ihm näher gekommen war, daß Schranken zu finken begannen, die sie für unübersteigbar gehalten hatte.

Sie hing den Mantel an den Wandriegel, tat die Schlüssel an den Haken und hand dann im kleinen Anrichtezimmer, ein Tuch in der Hand, um die Früchte blank zu reiben. Der Kristallkeller auf der Tischplatte

„Müller und Kompanie? Müller und Kompanie?“ sagte der Dicke freundlich, „Ja mei, Kinder, da geht's grad um die Leben, rum dort, nacha schis es sch.“ Und dann ging er weiter, der Dicke.

„Ich aber hand vor meinen Kameraden triumphierend als ein König.“

„Schis es jetzt, ds Schneber übereinand . . .“, sagte ich.

„Des gilt net, das war zu nah. Noch eine Strafe weiter — wenn's da auch so befannt ist, nacha himmt'“, sagten die „Berpfleien“. Und dann gingen wir in die Landwehrstraße.

Ein dünner Mann kam uns entgegen, ein himmel-langer.

„Sie, erlaub'n S, wo ist denn da Müller und Kompanie, wiff'n S, das große Expeditionsgeschäft Müller und Kompanie?“

„Müller und Kompanie?“ sagte der, „wart einmal, Müller und Kompanie —?“ Plötzlich sah er schwarz in mein Gesicht.

„Müller und Kompanie, sagt d', wiffst d' wissen“, und hand mir eine runter, „du g'hörst ja selber dazu, du Bauhuba, du dreckst!“

# Die Heldin im Leuchtturm

Von Mag Jungnickel

Sie läßt nach im Drehen des Rades, streicht sich die Haare aus der Stirn und sieht, daß sich das Rad noch dreht. Die Kraft der beiden Kinder scheint zuzunehmen. Sie können das Kreiselwerk allein bewältigen. Sie bittet die Jungen, weiterzudrehen, bis sie wiederkomme. Unten liegt ihr Mann und stirbt. Draußen rollt scharri und brüllt das Meer.

Der Leuchtturmwärter ist tot, aber sein Turm ist hell und das Kreiselwerk geht.

Ein brennender Schmerz steigt in der Kehle der Frau empor, will sich in einem krampfhaften Weinen Luft machen. Mit Anspannung aller ihrer Kräfte unterdrückt sie es. Sie darf ihre Kinder nicht erschrecken.

Sie geht müde, wie zusammengesunken, wieder hin auf. Die Jungen zittern, können nicht mehr weiter. Ihre Hände sind blutig. Sie schiebt sie hinunter, nach Hause. geht wieder an ihren Platz und dreht hundentlang, mit geschlossenen Augen, zusammengeklappten Zähnen.

Wie ein verdammtes Wesen, das sich an einer höllischen Aufgabe bemüht, feuchend, unbarmherzig geplagt. Dann hält sie inne. Harri vor sich hin, scheint umzusinken. Aber sofort hemmt sie sich, wie angeschmiebelt wieder an das Rad. Wie in Todesangst dreht sie. Und dann sinkt sie erschöpft zusammen. Die Sonne leuchtet.

Der Morgen kommt sich fälschend und funfeln über die Wasserwüste. Möwen zaden am Horizont.

Aber der Leuchtturm hat immer noch Licht. Kästenbewohner kommen.

Sie hatten das unregelmäßige Aufleuchten des Turmes in der Nacht bemerkt. Schon den toten Wärter und die



Herbst am Rhein  
Scherenschnitt von Hildegard Abt

Frau, die ohnmächtig neben dem Kreiselwerk liegt. Oben das Licht. Und das Meer liegt sanft, als wäre eine Hand darübergestrichen, damit es leise sei.

# Die Reiterin

Von Hermann Linden

Wenn die Manegentür sich öffnete, feierlich-langsam Jhabell, die Kunstreiterin auf dem schwarzen Bengel „Aladin“ heraustrat, um Nr. 6 des Programms vorzuführen, so war das ein Anblick, der jedermanns Augen in eine zur Raiflosigkeit gehedigte Enttäuschung versetzte. Da war ein Pferd, ein Prachtexemplar, Spröß erd arabischen Geschlechts, ein Pferd, das nicht nur herrlich gewachsen war und selbst glänzte, sondern das sogar ein Tier war mit Talent, ein Pferd, das tanzte, ein Pferd, das die langen, eleganten Beine mit einer Grazie in den Sand setzte, daß man sich, Musik bedarf nicht des Tons, Musik kann auch sein in stummer Bewegung. Daß zu dieser stummen Musik des tanzenden Pferdes die Zirkustapelle — glücklicherweise gedämpft — obligatorische Begleitmusik machte, blieb ohne Belang. Es gab fowiel zu sehen, daß man ver-gaß zu hören: denn auf diesem Pferd saß Jhabell, ein großes, vollschlautes, zu junionischen Formen neigendes vier- und zwanzigjähriges Mädchen, eine Kunstreiterin von Ruf. Jhabell trug einen schwarzen Reitanzug. Schwarz das Pferd und schwarz die Reiterin, aber dies war das Beauberndste: Jhabells Haar. Es war blond, lang, weich gelockt und spielte hinab bis zu den Schultern. Niemals

hatte ich schöneres Haar gesehen, niemals ein solches edles Blond. Es war jenes Blond, mit dem die Natur geizt, das sie nur in Augenblicken der Gnade verleiht, jenes Blond, das die großen Venezianer und Rubens in unerfähhlichen Maltrauf verleiht, jenes Blond, mit dem das Zauberbild der Lorelei die Rheinischiffer auf nächtlichen Todesfahrten lockt, jenes Blond, das Liebeskriege entfesselt, wo es sich zeigt, daß die Nyxifer in allen Sprachen der Welt befragen, jenes Blond, das den Liebhaber von Kultur abhüllt, im Haar der Geliebten launisch zu wählen, das ihn scheu macht und schüchtern, so daß er jede einzelne Locke zart und voller Bewunderung berührt, wie es Wundern der Natur geizt. Solches Blondhaar hatte Jhabell. Schwarz war das Pferd, schwarz war das Reitkleid, aber da war das Blondhaar, das wie Gold funkelte, wenn das Scheinwerferlicht es mit vollster Schärfe traf, und dieses Haar war es, dieses lange, schimmernde Gold, das der Reiterin etwas Sagenhaftes verlieh, etwas Balladestes, und das schienen alle Menschen im Raum zu spüren, denn die Blicke der Tausend eilten alle den gleichen Weg: vom Pferd zur Frau, von der Reiterin zum Haar und hier blieben sie haften wie an einem Phantom.

# LICHT VON DRÜBEN

Von Hedwig Jorskreuter

es beglückend, sich zu überwinden und diesen Weg für ihren Mann zu tun. Man sagte, Zigeuner seien wieder im Dorf gesehen worden und unheimlich entschlossene Gefallen unter ihnen. Doch gerade dieser Gedanke einer möglichen Unsicherheit spornte sie an.

Sie durchschritt die Pforte am Entengraben, aber querte den Hof, und nun suchte die Finger am Schloß des Hofkellers. Durch den Torweg des Wirtschaftshofes segten Windstöße, Dore drückte sich eng an das Türholz, der Kiesel gab nach. Die elektrische Taschenlampe blinkte auf, ein Schatten huschte über die Gasse, die weißgefallenen Schwänze und das Dedengewölbe.

Mit eiligen Händen raffte sich Dore Kopf auf, Mäuse huschten im Stroh, die Nacht hand schwarz vor der halboffenen Tür, die sich im Zug bewegte. Dore leuchtete über die Gasse, suchte die reifsten Früchte. Es war Torheit, sich zu fürchten. Jemand in einem Hofwinkel mußte der Nachtwächter sein, im Perdeholl schief der Schäferhund, und das Haus lag in Ruhe. Dennoch war ihr Gesicht wie das eines ängstlichen Kindes, als sie sich zum Zurückgehen entschloß. Der Hofplatz lag seltsam fast im Licht des halben Mondes. Die ersten Schritte über den einsamen Pfad gelangten noch leidlich gefast, dann knachte es leise im Gebüsch, es plätscherte im Entengraben, und die Frau flog dahin, gefast von Schrecken.

Niemand verfolgte sie. Sie begriff es, als sie aufatmete in der Halle stand, und sah mit leiser Beschämung zurück, die Kaminen behüteten den Stall gleich einer dunklen Mauer; der Ofen am Turm raschelte und flüsterte. Dore sah in diesem Gegenfug zwischen Geräume und Stille, zwischen Nachtstille und Wärme des Hauses mit einer Deutlichkeit, die sie lange nicht empfand, die Geborgenheit ihres Lebens. Wohl war es nicht leicht mit Achim, bei ihm gab es kein Ruhen und befährigtes Treuen; es war eher ein festes Vereisen, ein Wachsein und Aufmerken äußerster Art nötig, um seine Zufriedenheit zu behalten. In seiner Nähe gab es niemals ein Schgehenlassen, kaum ein Gelfcheln. Und sie, die aus umhagtem Elternhaus kam, hatte anfangs vor Hilflosigkeit Fehler um Fehler begangen. Nun liebte sie die fähle klare Atmosphäre um ihren Mann, sie hatte bei ihm Selbständig gelernt, und wenn sie auch zuweilen Wärme entbehrte, so spürte sie in felsenigen Augenblicken, daß sie ihm näher gekommen war, daß Schranken zu finken begannen, die sie für unübersteigbar gehalten hatte.

Sie hing den Mantel an den Wandriegel, tat die Schlüssel an den Haken und hand dann im kleinen Anrichtezimmer, ein Tuch in der Hand, um die Früchte blank zu reiben. Der Kristallkeller auf der Tischplatte

„Müller und Kompanie? Müller und Kompanie?“ sagte der Dicke freundlich, „Ja mei, Kinder, da geht's grad um die Leben, rum dort, nacha schis es sch.“ Und dann ging er weiter, der Dicke.

„Ich aber hand vor meinen Kameraden triumphierend als ein König.“

„Schis es jetzt, ds Schneber übereinand . . .“, sagte ich.

„Des gilt net, das war zu nah. Noch eine Strafe weiter — wenn's da auch so befannt ist, nacha himmt'“, sagten die „Berpfleien“. Und dann gingen wir in die Landwehrstraße.

Ein dünner Mann kam uns entgegen, ein himmel-langer.

„Sie, erlaub'n S, wo ist denn da Müller und Kompanie, wiff'n S, das große Expeditionsgeschäft Müller und Kompanie?“

„Müller und Kompanie?“ sagte der, „wart einmal, Müller und Kompanie —?“ Plötzlich sah er schwarz in mein Gesicht.

„Müller und Kompanie, sagt d', wiffst d' wissen“, und hand mir eine runter, „du g'hörst ja selber dazu, du Bauhuba, du dreckst!“

stirnte leise, eine Tür war im Hause angefliegen, Schritte liefen über Treppen. Dore hörte ihren Namen rufen, sie stieß die Tür auf, ihr Mann stand an der Schwelle, die etwas zu breite Gestalt tragend vorgebeugt, das Gesicht erkant und ärgerlich. Er war gewohnt, daß sie ihm um diese Stunde vorlas, und er liebte keine Programmänderungen oder doch nur solche, die von ihm ausgingen.

„Was tuft du hier?“ Die Frage klang scharf. Da sah er das Doh in ihrer Hand, sah winzgerwehte Haare, gerötete Wangen, die Augen groß und triumphierend in dem garten Gesicht, und wußte, wo sie für ihn gewesen war. So kurz nach ihrer Krankheit, die ihr das Ausgehen noch verbot und nach der sie schreckhaft geblieben war wie ein kleines Mädchen. Seit in einer der letzten Nächte Zigeuner in den Bauernhöfen einbrachen, traten selbst die Hausmädchen abendliche Gänge nur zu zweien und dreien an.

Er fragte, ob sie allein gegangen sei und weshalb. Als sie schwieg, einfach, weil er die Antwort mußte, geschah jenes Wunder, das Dore noch niemals an ihrem Mann erlebt: über sein Gesicht lief ein Jucken, ein wunderbar bewegtes Lächeln, das ihn um Jahre verjüngte. Es war, als würde ein Vorhang weggezogen von seinem Ich, die schamhafte Hülle, hinter der sich die Seele verdeckt, und das göttliche Geheimnis selbst sehe die Frau an: Licht von drüben. Dore zitterte und empfing mit weit offenen Augen diesen Blick der Liebe. Sie hatte geträumt, daß solche Tiefe in ihrem Mann schlummern müsse. Einmal würde sie sein Gesicht so sehen, das wußte sie, aber sie glaubte bisher, dies würde erst in ihrer oder in seiner Todesstunde geschehen. Erst wenn die Vollkommenheit ihre Häupter freilegte. Nun war sie krank gewesen und dem Tode sehr nahe. Jede Erkältung konnte sie von neuem gefährden. Und Achim wußte dies.

Wirbel war um sie. Durch ihr Hirn jagten Erinnerungsbeben, Bilder aus ihrer Ehe, sein rauches, eigenwohntes Werden, ihre bemühte Gingabe, das Leben in der scharfen Luft seiner Geistigkeit, in der ihre Sehnsucht oft fror. Sie war sein nächster Mensch, doch welche Fernnen lagen oft zwischen ihnen, welche Strecken der Dede. Ein Ring der Unnahbarkeit umgrenzte den Mann.

Und nun war die goldene Brücke geschlagen, für eines Augenblicks Dauer. Nachher würde wieder Dämmerung sein, Gelassenheit, Kühle. Was tat es? Einmal hatte sie das volle Licht gefaßt.

Sie sprachen nicht, sie saßen sich nur an. Dore nahm einen Apfel vom Kristalltisch und bot ihn dem Manne. Sie lächelte, und ihre Lider suchten nicht, als sie wieder zu ihm aufsaß, umgeblendet durch das Licht von drüben.



Der hundertjährige Kampf um den Wunderstoff Aluminium

Metall aus LEHM

Ein Tatsachenbericht von Alex Büttner und Fred Feez

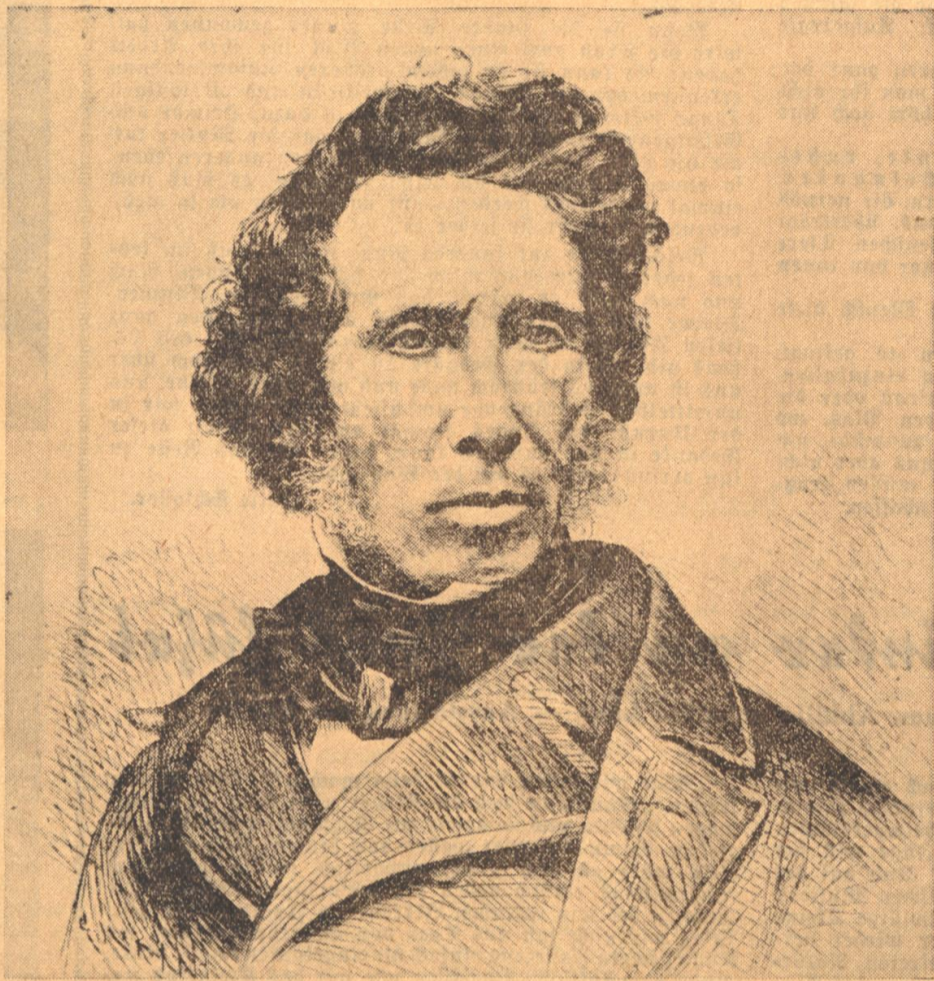
Copyright bei Franzische Verlagsanstalt, Stuttgart.

Als der erste Sturm der Begeisterung sich gelegt hatte, ergriß Davy von neuem das Wort: „Ich mache nun einen zweiten Versuch. Habe ich soeben das Kali zerlegt, so werde ich nunmehr das Natron sprengen!“ Er trat zu dem zweiten Tiegel zu seiner Linken, er hob ihn hoch und mit Staunen sah es die Anwesenden: es war eine Schale aus reinem Gold.

In dieser Schale lagen kleine Klumpen bräunlichweißen Natrons, eines Minerals, das den meisten von den Apothekern her bekannt war. Wieder wurden die beiden geheimnisvollen Drähte von der ebenso geheimnisvollen metallenen Säule zum Tiegel geführt. Die wenigsten hatten bemerkt, daß der blühschnell arbeitende Experimentator inzwischen schon eine neue Säule aufgebaut hatte, noch größer, noch stärker als die vorige, denn nicht weniger als 250 kupferne und zinnerne Plattenpaare wurden nun in den Kampf geschickt.

Neben George Drummel saß der Minister seiner Majestät, Lord Eldon. Er staunt und voll heimlicher Betrübnis war er den Vorgängen auf dem Podium gefolgt. Von Voltascher Säule, von galvanischem Strom, von Kali und Elektrolyse verstand er nichts. Aber unbewußt schreckte den alten Torry die gefährliche, ja geradezu revolutionäre Idee, die in diesen Experimenten wohnte. Steine zer Sprengen! Wozu konnte das gut sein? Erde und Mineralien, die Gott geschaffen, in ihre Teile zerlegen wollen? War das nicht frevelhafte Anmaßung, Aufstand gegen die Götter des Höchsten? Wehe, wenn der Geist dieser Wissenschaftler die breiten Massen ergriff! Sittliche und Anstand, Religion und Ehrfurcht schienen in Gefahr. Lord Eldon schraf sah auf. Ein Schrei des Entsetzens ging durch den Saal. Es konnte kein Zweifel sein: das ganze Podium war erschüttert.

Wieder hatte der Strom durch die geheimnisvollen Drähte den Weg zum Mineral genommen und griff es von beiden Seiten an. Diesem Ansturm war das Natron nicht gewachsen. Unter heftigem Brausen schmolz es an dem unteren, dem positiv geladenen Pol. Oben aber, wo der negative Strom es traf,



Friedrich Wöhler, der große deutsche Chemiker, dem als erstem die Darstellung des Aluminiums als neues Metall gelang.

lenen, kaum dreißigjährigen Lehrer der Physik an der Royal Institution zu London mit einem Schläge weltberühmt. Es riefte Einladungen und Anerkennungen. Der König

Scherins Kellern zusammengebetzelt hatte. Wöhler kaufte sie ihm ab, schmolz sie um und baute sich daraus einen seltsamen kleinen Turm aus Kupfer und Zink. Fassungslos sah der kleine Meyer, was aus seinen schönen Münzen geworden war. Aber sein Freund sollte mit geheimnisvoller Miene einen großen Granit-Tiegel herbei, den ihm der Münzmeister Dunken geschenkt hatte, und begann zu experimentieren.

„Das ist eine Voltasche Säule,“ sagte er bedeutungslos. „Dort drinnen liegt Kali, daraus mache ich jetzt Kalium!“

Schwelmer lachten wurde herbeizitiert und mußte den Blasebalg treten. Fiebernd vor Aufregung verfolgten die beiden Knaben das wunderbare Spiel des elektrischen Stromes, der die tote Erdmasse zum Zischen brachte. Aber ihre jugendliche Begeisterung bekam einen Dämpfer: Die Voltasche Säule war zu schwach, das Kalium wollte sich nicht zeigen. „Na, dann nicht!“ sagte Friedrich ärgerlich. „Das nächste Mal probieren wir's ohne Strom, mit Säure!“

Diese nievergessene Enttäuschung des wissenschaftlichen Knaben war Schuld daran, daß Friedrich Wöhler später das Aluminium nicht auf elektrolytischem, sondern auf gemischtem Wege suchte und fand.

Das Experimentieren aber hat er auch später nicht lassen können, als er als wohlhabender Student der Medizin die Universität zu Marburg besog.

Sein armer Hauswirt ist entsetzt, als die enge Studentenstube sich mehr und mehr in ein lebensgefährliches Laboratorium wandelt. Eines abends trifft ihn fast der Schlag, als er die Stube seines Mieters betritt. Kaum haben seine Augen sich an das Dunkel gewöhnt, da sieht er aus allen Ecken, von allen Wänden her ein gepsentisches Rauschen und Gekichern, hunderte böse Rabenaugen schienen ihm anzulächeln. Von Todesangst gepackt stürzt er aus dem Zimmer und prallt auf dem Gang mit Wöhler zusammen: „Gang jetzt des Unfalls, Herr Studio — aus,“ schreit er erbittert, „ist mein Haus eine Hexen-Küche?“

Lächelnd zieht der Student ihn wieder mit in sein Zimmer, drückt ihn in einen Sessel und verprügelt ihn einen Beutel besten Tabaks, wenn er ein klein wenig sich gedulden wollte. Im Schein des flackernden Kerzlichtes legt er ein kleines metallisch glänzendes Stäbchen auf einen Tiegel und zündet es an. „Sie sehen nun, verehrter Herr,“ sagte er geheimnisvoll, „die Niesenschlange des Pharaos Amen-Hotep!“

Kaum hat er das unverständliche Zauberwort gemurmelt, da quillt vor den Augen des entsetzten Bürgers unter bläulichen Flämmchen ein riesenhafter grauer Wurm aus dem kleinen Stäbchen hervor, reckt sich, ringelt und windet sich, wie eine Schlange über den Tiegel hinaus auf den Tisch und kommt langsam auf den Besucher zugeföhren.

Wie wieder hat der Hauswirt es gewagt, das Zimmer seines Studenten zu betreten. Noch heute aber führen unsere Spielwarengeschäfte jenes harmlose und doch so erstaunliche Wunderpielzeug „Pharaoschlange“, das damals zu Marburg der stud. med. Friedrich Wöhler als Erster aus einem Stäbchen

Schwefel — Cyan — Quecksilber fabriziert hat.

So wanderte, während er Mineralogie und Botanik, Physik, Mathematik und Anatomie studiert, Wöhlers Geist immer wieder zurück zu den Rechenformeln der Chemie. Und als er eines Tages durch Vermittlung des großen Heidelberger Chemikers Leopold Gmelin eine Einladung zu Berzelius, dem berühmten schwedischen Gelehrten erhielt, war sein Entschluß rasch gefaßt.

„Noch in demselben Monat“ — erzählt Friedrich Wöhler in seinen „Jugenderinnerungen eines Chemikers“ — reiste ich von Frankfurt nach Stibed. Nur ein kleines Segelschiff lag für Stockholm im Hafen. Der Kapitän verhandelte sich dazu, mich mitzunehmen, aber erst in drei Wochen, weil er nicht früher Ladung habe. Endlich, am 23. Oktober war das Schiff seelfertig, fuhr nach Travemünde, und am 25. schiffte ich mich hier ein.

Kaum konnte ich am Morgen nach der Landung die Zeit erwarten, die ich für den Besuch bei Berzelius für schicklich hielt. Er wohnte im Haus der Akademie der Wissenschaften. Mit klopfendem Herzen stand ich vor der Tür. Ein sauber gekleideter, stattlicher Mann von blühendem Aussehen öffnete: es war Berzelius selbst. Als er mich in sein Laboratorium führte, war ich wie in einem Traum.

Gleich am folgenden Tage fing ich an zu arbeiten. Ich bekam für meinen alleinigen Gebrauch einen Platintiegel, eine Waage mit Gewichtchen, eine Spiritusküche, und mußte mir vor allem ein Vtirohr anschaffen, auf dessen Anwendung Berzelius großen Wert legte. Auch Weingeist für die Lampen und Del für den Gasblettisch hatte man sich auf eigene Kosten zu halten. Die gewöhnlichen Reagenzien und Gerätschaften waren gemeinschaftlich.

Ich war damals der einzige Schüler im Laboratorium. Es bestand aus zwei gemöhnlichen Zimmern mit höchst einfacher Einrichtung. Man sah darin weder Defen noch Dampfzylinder, weder Wasser- noch Gasleitungen. In dem einen Zimmer standen zwei gewöhnliche lange Arbeitstische von Tannenholz, an dem andern ich den meinsten. An den Wänden standen einige Schränke, in der Mitte die Quecksilberwanne und der Gasblettisch. Außerdem bestand sich darin die Spülkanal, bestehend aus einem Wasserbehälter von Steinzeug mit Hahn und einem darunterstehenden Topf, wo täglich die gereinigte Köchin Anna die Gefäße zu reinigen hatte.

In dem andern Zimmer befanden sich die Waagen und einige Schränke mit Instrumenten. Nebenbei noch eine kleine Werkstätt mit einer Drehbank. In der neben Küche, in der Anna das Essen bereitete, stand ein kleiner Glasofen und das formwährend geheizte Sandbad.

In dieser seltsamen, uns Heutigen so unendlich primitiv erscheinenden Umgebung wußte nun der junge Medizinstudent Friedrich Wöhler zum Chemiker heran.

Eine denkwürdige Begegnung

Wie im Flug vergehen diese Monate in Stockholm. Sie sind angefüllt mit Vorträgen und Experimenten, mit Tagungen und fest-

lichen Empfängen im königlichen Schloß, wo Berzelius ein gern gesehener Gast ist. Da ruft den Gelehrten eine Freundschaft zu einer Studienreise durch Skandinavien, Wöhler darf ihn begleiten. Er erlebt das Wunder der taghellen nordischen Nächte, durchwandert die unterirdische Bergwerkswelt von Falun und die endlosen Wälder Skandinaviens. In Helsingborg hat er seine letzte, für ihn unvergeßliche Begegnung.

„Wir wollen“, sagte Berzelius eines Abends, „noch einige Tage hier bleiben. Ich erwarte einen Freund, von dem Sie sicher auch schon gehört haben, Sir Humphry Davy!“

Dem jungen Wöhler verfiel es den Kiem. Erst diese Monate bei Berzelius, und jetzt noch eine Begegnung mit Humphry Davy? Davy, der das Jodium entdeckt hatte, das Kalium, das Natrium, beinahe auch das Aluminium.

In einem kleinen unscheinbaren Gasthof zu Helsingborg fand in den ersten Juliagen des Jahres 1824 die Begegnung jener drei Männer statt: des genialen Engländers, der die moderne Chemie begründet hatte, des großen Schweden, der sie zur exakten Wissenschaft gemacht hatte, und des jungen Deutschen, der sie bald darauf endgültig zum Siege führen sollte.

„Der Vachsfang“, sagte Sir Humphry Davy und streckte seinem Freund die lipindürre Hand entgegen, „der Vachsfang im herrlichen Halmstad hat mich solange aufbehalten, lieber Kollege. Ich kehre nun nach England zurück, frisch gestärkt. Ich werde ein Buch schreiben.“



Der berühmte schwedische Forscher Berzelius, bei dem Friedrich Wöhler lange weilte. Von ihm berichtet unser heutiger Tatsachenbericht. Büttner-Archiv (3)

„Ausgezeichnet,“ sagte Berzelius, „ein Buch, worüber?“

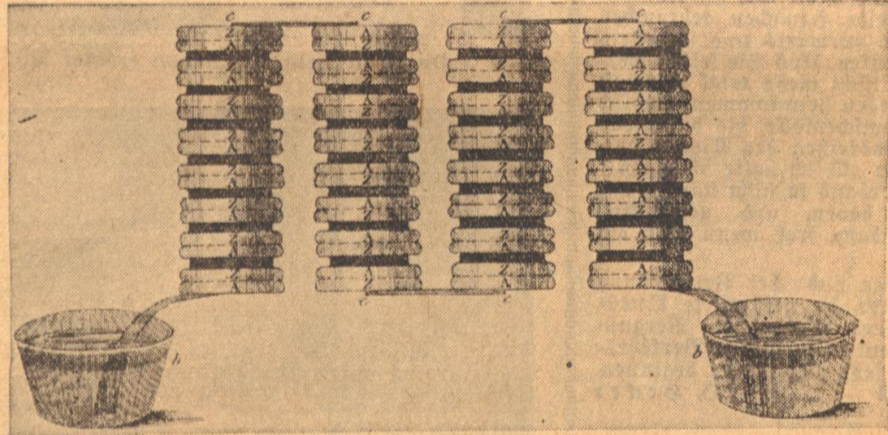
„Ueber den Vachsfang,“ erwiderte Davy. „Sehen Sie, lieber Kollege, der richtige Vachsfang ist eine so hohe Kunst.“

Eine halbe Stunde lang sprach Sir Humphry Davy, der große Chemiker, mit Berzelius, seinem großen Fachkollegen, vor dem fassungslos zuhörenden Wöhler über den Vachsfang, sein Vorkommen und die Kunst, ihn zu fangen. Kein Wort von Physik, kein Wort von Chemie!

Schade, denkt Berzelius, von diesem langerehnten Zusammentreffen sollt ebenio schwer enttäuscht, wie sein Schüler Wöhler: Dieser Mann hätte die Chemie um ein ganzes Jahrhundert weiterbringen können, aber jetzt sieht ich, er ist doch nur ein glänzendes Strichlicht geblieben!

Fünf Jahre später erfuhr Wöhler, daß Humphry Davy in Genf einem Schlaganfall erlegen war. Das Buch über den Vachsfang, „Salmonia“, betitelt, hatte er wirklich noch geschrieben. Aber da war Wöhler schon längst in Berlin.

(Fortsetzung folgt)



Eine Voltasche Säule aus zweierlei Metallen, womit Humphrey Davy sein berühmtes erstes Aluminiumexperiment unternahm.

bildeten sich viele kleine, hellglänzende Kügelchen, die brennend mit großer Schnelligkeit durch die Luft flogen und mit Getöse zerknallten. Es war ein phantastisches Feuerwerk. Mitten in das brennende Getöse hinein aber erklang, die sich entladene Unruhe überdrückend, schrill und laut Davys triumphierende Stimme:

„Natrium! Natrium! Gentlemen! Sie sehen das Natrium, Sie sehen ein neues Metall!“

Langsam legte sich der Schreden, langsam machte das Staunen einem ersten Versehen Platz. Von Mund zu Mund lief flüsternd die Erkenntnis: Aus Stein war Metall geworden! Es gab nicht nur Eisen, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, nein, auch in der Erde, in den Mineralien schlummerter neue, bisher nicht gekannte Metalle. Welch unvorstellbare Entdeckung, welch genialer Mensch!

Lange dauerte es, bis Humphry Davy an diesem Abend wieder zu Wort kommen konnte: „Ich habe soeben,“ sagte er, „vor Ihren Augen das Kali und das Natron zerlegt und daraus neue Körper gewonnen. Diese Körper haben die Undurchsichtigkeit, den Glanz und die Dehnbarkeit der Metalle, sie leiten Wärme und Elektrizität ebenso, und ihr sehr geringes spezifisches Gewicht allein scheint mir kein Grund, sie nicht Metalle zu nennen. Denn auch unter den schon bekannten Metallen herrscht in dieser Hinsicht große Verschiedenheit. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß wir noch weitere, ähnliche Körper finden werden, die ebenfalls zu diesen leichten Metallen gehören. Mein nächster Versuch, mit dem ich mich in den kommenden Monaten beschäftigen werde, wird der Alaun-Erde gelten. Ich bin selbst in die Berge von Doonagel gegangen und habe mir jenes aluminhaltige Gestein geholt, das ich nunmehr als nächstes zu zerlegen gedenke. Ich bin sicher, auch in ihm ein neues, leichtes Metall zu finden, das ich heute schon Aluminium nennen möchte.“

Diese Väter-Vorlesung des Jahres 1808 machte den bis dahin noch wenig hervorgetre-

selbst schlug Davy zum Ritter, George Drummel wurde sein Freund, die ganze Londoner Society lag ihm zu Füßen.

Aber dem makellosen Trübel der Feste und Ehrungen ist Davys, durch nächstliegende Experimente geschwächter Körper nicht gewachsen. In einer schweren, monatelangen Krankheit verfiel der zum Greisen nahe Traum von der Entdeckung des Aluminiums.

Was dem ruhelosen Geiste dieses genialen Engländers verlag blieb, das erschloß sich zwanzig Jahre später dem ersten Streben eines stillen deutschen Gelehrten: Friedrich Wöhler.

Drittes Kapitel

worin ein Mediziner zur Chemie umstieß

Der junge Wöhler, Sohn eines begüterten Landstallmeisters in einem kleinen Dodezfarntentum unweit von Frankfurt am Main sollte und wollte eigentlich Arzt werden. Er studierte auch drei Jahre lang fleißig Medizin und machte seinen Doktor „magna cum laude“. Aber plötzlich brach in ihm wieder seine alte Jugendliebe durch zur Chemie. Da die Chemie hatte es ihm schon als Kind angetan!

Seine Mitschüler sammelten Bleisoldaten oder Schmetterlinge, oder lieferten sich blühige Straßenkämpfe als Franzosen und Anstalten rund um den „Müser“ herum. In des jungen Wöhlers Zimmer fanden Retorten und Gläser, lagen Tiegel und Kolben, Trichter und Phiole und seltsame mineralische Gesteine in Massen. Wohnte die Mutter auch die Hände ringen und der Vater mehr als einmal nach dem Rohrdrücken greifen, der Junge huschte doch immer wieder heimlich in die Küche, um im Kohlenbeden geheimnisvolle Schmelzungen vorzunehmen.

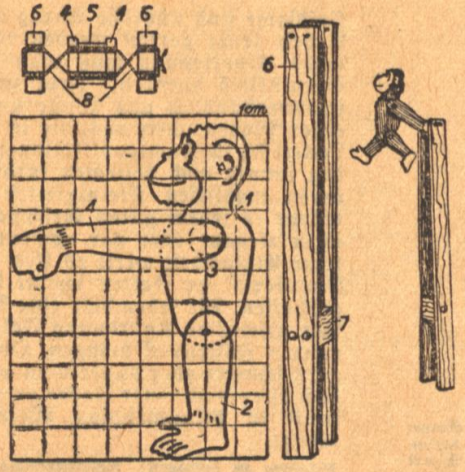
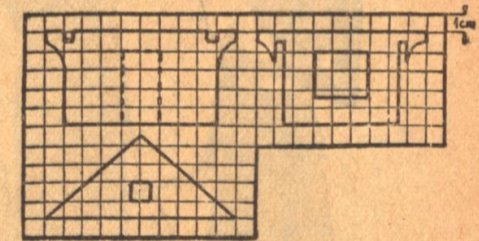
Sein Schulfreund, der kleine Meyer, hatte eine herrliche Sammlung von großen kupfernen Kopfen angelegt, die er sich von Tisch-

Unsere Bastelckecke:

Turnendes Affchen

Ein Affchen, das auf Kommando lurnt, kopschüttelt und allerlei Akrobatia treibt, ist ein Spielzeug, das wohl immer gefaßt und das sich jeder leicht selber machen kann. Nach dem Zentimeterrechenplan werden Kopf und Rumpf 1, die Beine 2 und die Arme 4 des Affchens aus 2 Millimeter Laubsägeholz ausgefägt und sodann nach Art einer beweglichen Gliedergruppe mit vernieteten Nägeln zusammengefügt. Zwischen Rumpf und Arme werden 2 Millimeter dicke Scheibchen 3 aus Kork oder Holz beigelegt. Beim Zusammenfügen des Affchens ist zu beachten, daß alles leicht beweglich bleibt.

Zwischen die Hände wird ein 6 Millimeter dickes und 12 Millimeter großes Holzscheibchen 5 geleimt. Sodann werden Hände und Klößchen, wie es im Rechenplan ersichtlich ist, zweimal durchbohrt.



Nun folgt das „Red“, auf dem das Affchen lurnt. Das Gestell besteht aus zwei 28 Zentimeter langen und 20 mal 4 Millimeter starken Holzleiten 6, zwischen die 7 Zentimeter vom unteren Ende entfernt, ein 2 Zentimeter großer Holzwickel 7 locker festgenagelt wird. Mit man löwzelt, dann werden die Oberenden der Leitern ebenio wie die Hände 5 zweimal durchbohrt, und legt das Affchen nach der Nebensichtansicht mit hartem Zwirn 8 zwischen den Pfostenenden festgebunden. Drückt man die Pfosten am Griffende aufeinander, dann gehen sie oben auseinander, dabei wird der gefreuzte Zwirn aufgedreht und das Affchen beginnt zu lurnen.

Mit Wasserfarbe oder Bleien kann man das Spielzeug bemalen. Nach dem Trocknen wird es lackiert.



# Innere Ruhe ist alles

Notwendigkeit der Ruhe bei der Arbeit — Wie werden wir nicht nervös?

Nur das Leben ist ein wahres Leben, in dem die Ruhe Raum hat: die Ruhe vor der Arbeit und während der Arbeit und Unruhe des Tages. Die Menschen vergessen das leicht, weil das Leben so viel von ihnen verlangt, daß sie schließlich meinen, es läge nur auf die gute Leistung an. Aber jede Leistung wird nur vorübergehend, wenn ihr keine Sammlung und Mühen miteinander abwechseln wie in der Natur Tag und Nacht, Sommer und Winter, wenn das Leben gedeihen soll. Der Ausgangspunkt alles Tuns liegt in den Gedanken, in seinen Gedanken und in seinem Herzen. Je besser man das, was zu tun ist, in der Stille

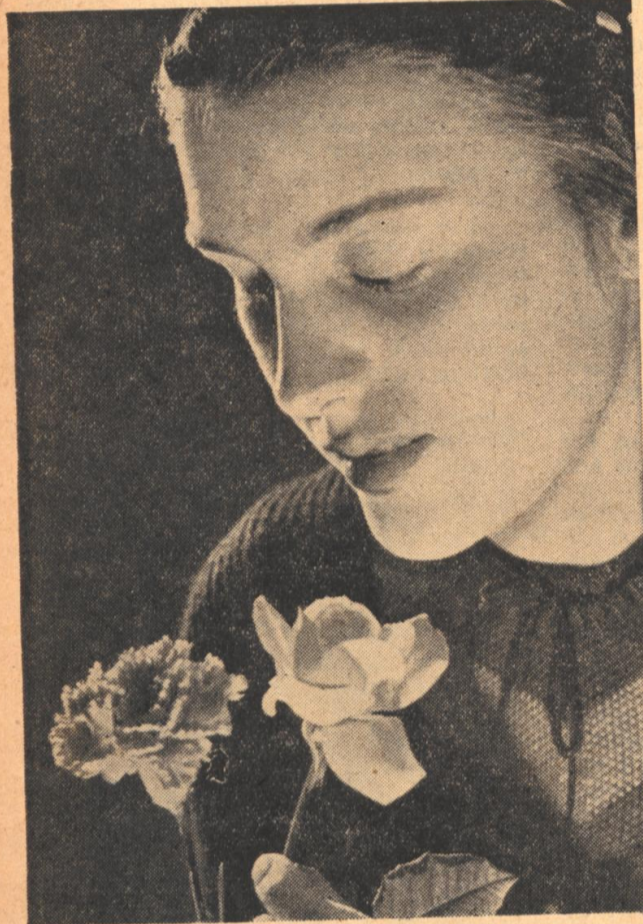
in einem ruhigen Herzen spiegelt das richtig, was um uns her geschieht, die Menschen und auch wir selbst und unser Tun. Die Menschen, mit denen wir zusammen leben, können wir nur wirklich verstehen und recht behandeln, wenn wir die Zeit haben, einmal über sie nachzudenken und uns vorzustellen, wie sie innerlich den Tag durchleben. Es ist wie beim Wasser: In unruhigen Wellen spiegelt sich alles verzerrt, aber in einem stillen See liegt klar das Bild der Sterne am Himmel und der Bäume und Blumen am Ufer. — Nur eine innerlich ruhige Mutter sieht ihren Mann und die Kinder gerecht. Wenn sie gehetzt und nervös ist, nimmt sie die falschen Dinge wahr und verliert den Ueberblick. Aufgeregte Erzieher machen niemals Eindruck!

Nur die ruhige Mutter ist für die Eltern ganz da; wenn sie immer auf dem Sprung ist, kann man ihr nicht erzählen, was einen freut oder quält, sie hört doch nur mit halbem Ohr zu.

Unruhe stellt auch schnell an. Die laute, ruhelose Hausfrau bringt alle durcheinander. Man erkennt sie an ihren Kindern, die nervös und zerfahren sind. Ruhe strahlt ebenso aus, überträgt sich auf die anderen und tut allen wohl. Menschen, Tiere und Pflanzen gedeihen unter der Pflege einer von innen her ruhigen Hand.

Die Frage aber ist: Wie gewinnt ein Mensch diese innere Ruhe und wie bewahrt er sie?

Sie zu gewinnen ist nicht schwer, wenn es gelingt, jeden Tag die Augenblicke der Beinnung einzuhalten. Aber gerade das ist oft schwer. Die Hausfrau oder die Arbeiterin findet vielleicht nicht immer den Platz, wo sie ungestört aufatmen könnte, oder sie ist zu müde, um einen Gewinn davon zu haben. Das darf uns aber nicht noch unruhiger und gereizter machen. Wir müssen trotzdem Pflanzungen machen, um die stille Zone zu schaffen.



Aufs.: Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.

überdacht hat, um so ruhiger gerät es. Ein paar ruhige Minuten am Tag sind dem Menschen so nötig wie Schlaf und Essen; er hat ein Recht darauf. Wenn er auf die Dauer ohne sie auskommen will, wird es ihm mit den Schwierigkeiten seines Lebens so gehen wie dem, der über einen Graben springen soll und keinen Anlauf nehmen kann: er wird nicht hinüberkommen.

Es ist für viele Frauen sehr schwer, sich auch nur 10 Minuten des Alleinlebens zu erobern! Es scheint oft unmöglich zu sein. Um so wichtiger, daß ihnen klar wird, wie lebensnotwendig die Ruhe ist, damit sie sich das Recht dazu nehmen, wo immer es irgend möglich ist. Aber es genügt nicht, daß ein paar Minuten des Tages ruhig sind, die innere Ruhe muß bleiben. Mitten in der vollen Tätigkeit des Alltags sollte tief drinnen ein Reich der Stille bestehen als der feste Standort, von dem aus erst die ganze Kraft eingeleitet werden kann. Denn nur

Jede Frau hat täglich die eine oder die andere Arbeit zu tun, bei der sie ihre Gedanken wandern lassen kann: sie muß vielleicht Kartoffeln schälen, Gemüse putzen, Strümpfe stopfen oder sonst etliche mechanische Verrichtungen verrichten. Diese Zeit sollte sie benutzen, um die Gedanken bei etwas Verweilen zu lassen, was ruhig macht, statt bei Dingen, die sie beunruhigen oder ärgern. Sie denkt an eine Feiertage, einen Spaziergang in einer schönen Landschaft, eine liebe Stunde mit ihren Kindern. Sie erinnert sich an einen schönen Vers, an ein Buch, ein Lied, die ihr Eindruck gemacht haben. Kann sie sich nicht leicht etwas vorfinden?

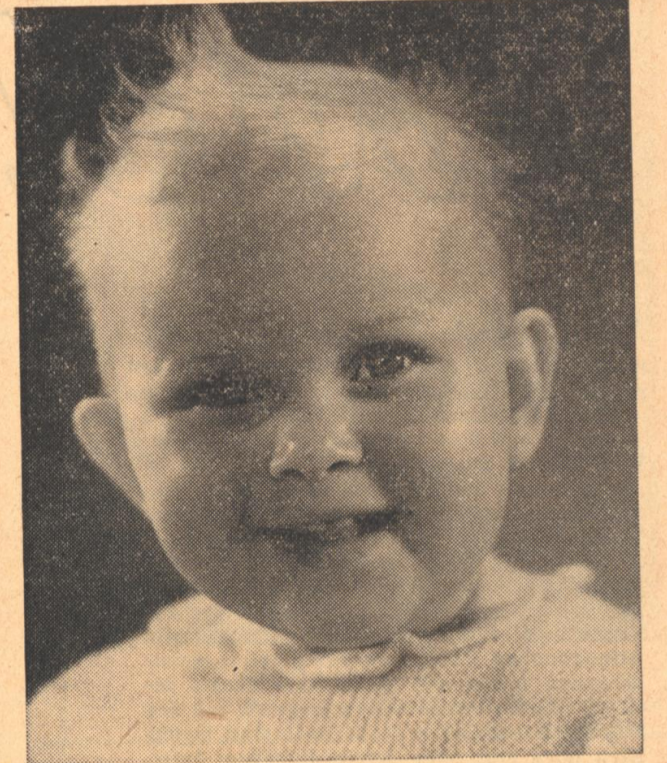
Es blüht vielleicht eine Blume auf dem Brett am Fenster oder in einer Vase; wenn sie die Blume aufmerksam anschaut, wird diese Schönheit, die ganz für sie da ist, ihr gewiß ein wenig Freude und Ruhe ins Herz geben. Auch der Blick auf einen Baum oder abends in die Sterne tut wohl und läßt Kleinlichkeit und Unruhe vergehen.

Wenn sie die innere Stille wieder gewonnen hat, wird die Frau auch einen neuen Blick für ihre Arbeit haben; sie kann sie in einem größeren Zusammenhang erkennen, der die kleineren, langweiligen und oft lästigen Dinge wertvoll macht. Sie dienen ja dazu, Heimat und Geborgenheit zu bereiten. Mit dem, was die Mutter tut, um die stille Zone zu wehren, tut sie den anderen ebenso etwas zutun wie sich selbst. Denn — es muß noch einmal wiederholt werden — sie wird ihnen um so mehr bedeuten, je mehr sie selber ist.

Welche Wege zur inneren Ruhe finden, muß im Leben jeder Mensch allmählich für sich selbst finden. Nach und nach wird er spüren, daß Erinnerungen, Blumen, Sterne und Lieder nicht immer ausreichen. Den ganz tiefen Frieden in aller Arbeit, Unruhe und Not des Lebens gibt allein der Gedanke an etwas, was hoch über uns ist und uns trotzdem nahe und was alles Kleine, uns in unmittelbarer Bedrängende umschließt: Gott. Wenn wir in der Unruhe des Tages einmal anhalten, damit dieser Gedanke in uns aufleben kann, haben wir das Beste zu tun versucht, was es auf der Welt gibt.

Julie Schloffer.

## Aus der Welt des Kindes



Immer fröhlich und heiter. Aufs.: Urs. Lang-Kurz, Bavaria



Die Welt sieht sich schon ernster an



Und sonderbare Dinge gibts. Aufs.: B. Holtmann, Bavaria



Ob Mutter wohl böse ist? Aufs.: E. Gropp, Bavaria

## Wenn man Kinder von der Hand küßt

Unnötiges Weinen — Wie man Abhilfe schaffen kann — Ausstattung des Kindes

Es gibt wohl kaum eine Mutter, die nach einem notwendigen Gang in die Stadt mit ihrem Kleinkind zusammen nicht schon abgekämpft und verstimmt heimgekommen wäre mit der Klage: „Es ist schrecklich, Ange will sich einfach nicht an der Hand führen lassen!“. Und auf der Straße erleben wir nur zu oft Szenen zwischen Müttern und Kindern, wo die über dem Kopf der kleinen auf einmal widerwillig nach unten und immer wieder versucht, sich von der mütterlichen Hand zu befreien. Natürlich endet solcher Kampf stets mit der Niederlage des Kindes, meist begleitet von unfreundlichen Worten und nachdrücklichen Klapsen. Die Folge solcher Auseinandersetzungen ist dann die berühmte „Schwippe“ bei den Dreijährigen, die sie ziehen, wenn wieder einmal ein Spaziergang in die Stadt bevorsteht; und bei der Mutter verzweifelte Nachdenken: warum und woher dieser Trotz? Dabei ist die Erklärung dafür denkbar einfach: sich empfehle jeder einzelnen von Ihnen folgenden Versuch: Marschieren Sie doch einmal mit Ihrem Kleinkind in ziemlich schnellem Tempo mit, gehen und gehen Sie in demselben Schritt mit ausgetreteten Schritten so neben ein Arm! Und sagen Sie dann ehrlich, was für Gefühle Sie haben würden, wenn man Sie mit Gewalt zwingen würde, in solcher Haltung ernsthaft Viertel- und Halbstunden zu laufen! Sie lachen? Ja, aber Ihrem Kinde ist bei dieser Zwangsabhaltung bestimmt nicht zum Lachen zumute! Sobald das Aermchen anfängt zu ermüden, und das tut es natürlich sehr schnell, verliert das Kind das Selbstvertrauen, nämlich sich loszumachen, und die sattem bekannte Tragödie beginnt von neuem.

„Aber wie sollen wir es denn machen?“, höre ich Sie fragen. Man kann doch die Kinder nicht ewig im Sportwagen ziehen und sie damit zur Gehfähigkeit geradezu erziehen. Gefunde Kinder wollen doch laufen! Und andererseits wäre es doch unerantwortlich, wollte man solch junges Kind einfach neben sich herbringen lassen! Wie leicht ist bei dem rasenden Verkehr ein Unglück geschehen! Sollen wir nicht seit alle Tage von Verkehrsunfällen, wo Kinder in ein Fahrzeug einfach hineingelaufen sind? Bitte, einen vernünftigen Vorschlag wie wir das Kleinkind ungefährdet und ohne es zu quälen oder zu überanstrengen bei notwendigen Gängen mitnehmen können! — Hier eine Möglichkeit:

Zur Ausstattung jedes Kindes gehört heutzutage der sogenannte Pappstuhl aus feinem Stoff oder Leder, mit dem die Mutter ihre Krabbelkinder im Wagen oder Bettchen vor folgenschweren Stürzen bewahren. Dieser Gurt nun kann uns beim Ausgehen vortreffliche Dienste leisten. Legen Sie ihn dem Kind in gewohnter Weise um und nehmen Sie dann die zusammengeschalteten Enden in die Hand. Einmal hat das Kind so die ihm unerlässliche Bewegungsfreiheit, es kann beide Händchen gebrauchen und auch einmal einen Schritt vorwärts und seitwärts tun, ohne sich den Arm auszurecken. Und Sie selber werden nach solchem Spaziergang nicht mehr total erschöpft von dem ungewohnten Bedürfnis heimkommen. Endlich aber: Sie ersparen sich alle Zwischenfälle, die durch das manchmal ganz unerwartete Vorstehen des Kindes entstehen können. Sagen Sie nicht: „D, ich halte schon fest!“ Schließlich kann man die Kinderhand ja nicht ständig wie in einem Schaustück gepreßt haben, und gewöhnlich machen sich die Kinder gerade dann frei, wenn man am wenigsten daran denkt.

Die gemeinsamen Stadtgänge sind bei Verwendung solcher „Hügel“ dann nicht mehr die gefürchtete Quelle ständiger Ärgers und Aufregens, sondern ein Vergnügen, und man kann mit der heute so wichtigen Verkehrserziehung in spielerischer Form sehr viel früher beginnen. Versuchen Sie es nur einmal! D. S. e. e. r

## Kartoffeln in den Keller!

Die Kartoffel ist neben dem Brot die wichtigste Grundlage für unsere Ernährung. Gegenüber dem Brot hat sie den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß wir uns davon einen größeren Vorrat ohne weiteres auch in unseren Stadtwohnungen in geeigneten Kellerräumen einlagern können. Macht man sich dazu noch Sauerkraut ein, so hat man auch in den Zeiten, wo die Haushaltstasche zusammengekrummt ist, immer einen schönen Vorrat im Keller, aus dem sich schnell ein nahrhaftes, möglicherweise auch noch reichhaltiges Essen herstellen läßt. Die Kartoffel enthält sehr viele wertvolle Bestandteile für eine gesunde Ernährung. Sie ist reich an Kohlenhydraten, die für die Muskelarbeit wichtig sind, sie enthält viele Mineralstoffe, die für eine gute Beschaffenheit des Blutes von Bedeutung sind, und sie liefert sogar das Vitamin C, das den Skorbut verhilft. Dieses Vitamin ist besonders für unsere Winterernährung von der größten Bedeutung, und wir haben wohl keine billigere Quelle dafür als die Kartoffel. Von jeher haben sich große Staatsmänner für die Verwendung der Kartoffel eingesetzt, in Deutschland war es vor allem Friedrich der Große, dem wir ihre Einführung verdanken. Und mit Recht fordern auch heute alle um die Gesundheit des Volkes besorgten Ärzte und Hygieniker eine genügende Versorgung des Volkes mit dieser wertvollen Knollenfrucht. Die so unendlich viele Zubereitungsarten zuläßt. Nachdem der deutsche Bauer die Kartoffel geerntet hat, ist es eine Selbstverständlichkeit, daß der Städter nun einen Teil der Ernte in seinem Keller einlagert, um so auch große Mengen dieses wichtigen Nahrungsgutes vor dem Verderb durch Transport während der kalten Jahreszeit zu bewahren. Die Lagerung soll in einem trockenen, luftigen, feuchten Keller erfolgen. Es ist gut, sie nicht höher als 60 Zentimeter zu schichten, da sich bei tiefer Höhe nicht so viel Eigenhitze entwickelt, die durch den Druck des aufeinanderliegenden erzeugt wird. Man schüttet sie also am besten in flache Kästen die man zur besseren Durchlüftung nach Möglichkeit hochstellt. Auch die im Handel befindlichen Kartoffelherden sind sehr gut zur Lagerung geeignet, dabei gelangt immer die untere Schicht Kartoffeln zuerst zum Verbrauch.

Rohlen behindern nicht die Sauberkeit des Kartoffelkellers, wie vielfach noch angenommen wird. Vielmehr fängt der feine Kohlenstaub — gleich einer Luftpolizei — die Bakterien ein und macht sie unschädlich, reinigt also die Luft von Schädlingen. Um Fäulnisbakterien vorzubeugen, überprüfe man die Kartoffeln nicht nur beim ersten Aufschütten, sondern auch laufend während des Winters einige Male. Sollte der Winter sehr streng sein, so müssen die Kartoffeln zugedeckt werden, damit der Frost den Vorrat nicht verdirbt.

Deutsches Frauenwerk — Abt. Volkswirtschaft.

## Für Haus und Büro

Wie wichtig ist es für jede Frau, gleichgültig, ob sie im Beruf oder Haushalt tätig ist, ihre Kleidung den jeweiligen Anforderungen anzupassen. Gerade in dem täglichen Einerlei ist ein hübsches Kleid unentbehrlich, denn von ihm hängt oft unsere eigene Stimmung, wie auch die Wirkung, die wir auf andere ausüben, ab. Natürlich liegt es in dem unterschiedlichen Aufgabenbereich, daß die Bürokleider etwas angelegener und vollkommener wirken müssen als die Hauskleider, die schon dann richtig gewählt sind, wenn sie einen zweckentsprechenden Schnitt haben und stets frisch aussehen. Weiß sind sie mit geringen Mitteln leicht und bequem herzustellen. Ein bunter, netter, weicher Stoff, ein weiches, leicht zu wechselnder Krage, praktische Taschen, und der



K 7847. Sportliches Kleid mit aufgesetzten Taschen und weiß Buschkragen. Großer Ultra-Schn. Größe L, II und III.  
K 7696. Dieses Kleid hat weissen, vorn aufgeknapften Kragen. Rückwärts durchgehend geschnitten. Großer Ultra-Schnitt, Größe I, II und III.  
K 7801. Aus kariertem Stoff gearbeitetes Kleid mit durchgehenden Weste. Großer Ultra-Schn. in den Größen 17, I und II.

Kleidsame und nützliche Anzug im Haus, in dem wir jeder Arbeit leicht gerecht werden können, ist fertig. Etwas mehr Ueberlegung muß man dagegen dem Büro- oder Berufskleid schenken. Fest zum Winter wählt man es selbstverständlich aus Wolle und stattdes es möglich mit einer Modeneinheit aus, die in Bezug von Soutache- oder Fadrefe, in Samtpapillationen und Wattepeperien, in den immer noch beliebten farbigen Halstüchern oder anderen modischen Kleinigkeiten gegeben ist. Natürlich würde es jedem guten Geschmack widersprechen, wenn es allzu elegant oder gar extravagant wäre. Gerade durch seine Einfachheit wirkt es flott und leicht, und die typische Modiform der Falten ideini für diese Art Kleider wie geschaffen. Sie sehen hier eine Reihe von Modellen, die in sehr geschickter Anordnung Faltenpartien oder auch einen ganzen Faltenrock bringen. Obwohl diese Kleider immer gern schwarz oder dunkelblau getragen werden, sollte man doch öfter nach einer Farbe greifen, die uns die Mode von heute in Pflanzenblau, Weinrot oder Olivgrün vor schlägt.

Schritte zu erkennen: Schnittzeichnung „Der Winter“, Sommer, 1 b (Eckentwurf).



K 8104. Dieses Kleid zeigt die modernen Faltenpartien, die Falten sind nach einer Seite gelegt. Großer Ultra-Schn. Gr. 17 und I.  
K 8100. Neu ist an diesem Kleid die passgenaue Aufteilung der Bluse. Der Rock hat eingelegte Falten. Großer Ultra-Schn., Gr. 17 u. I.



# Der Hitzkopf

Von Karl Heinrich Mohr

„Erna!“ gellte es erregt aus der Schlafkammer hinüber nach der Küche, wo die junge Frau mit der Zubereitung des Morgenkaffees beschäftigt war.

„Ja? Wo brennt's denn?“

„Wo ist denn die Kaffeemaschine, die du mir mitbringen wolltest?“

„Gefälligst erschraken fürchte Erna hinan. „Verzeih mir, Noff, ich habe sie in der Eile ganz und gar vergessen.“

„Natürlich, Vergessen. Wo du nur immer deine Gedanken hast!“

„Sei doch nicht gleich so ungehalten, Liebster, es tut mir ja selber leid.“

„Nette Entschuldigung!“ unterbrach sie der Gatte höchst unwillig. „Womit soll ich mich jetzt einstellen?“

„Für den Augenblick wird es das Reistchen noch tun, das da liegt. Heute bringe ich dir bestimmt ein neues Stück mit“, versuchte das Mädchen zu beschwichtigen und begab sich wieder an die Arbeit, während Noff sich brummend des zwar recht kleinen, doch immerhin noch einmal verwendbaren Stummels Kaffeemaschine bediente.

Rechtlich bedrückt ob der ihr unterlaufenen Verläumdung, mehr aber noch betrübt darüber, den Lebensgefährten, dessen leidige Schwäche an einer Kleinigkeit willen mitunter gern aufbrausen, sie fürchtete, er würde sich bei schlechter Laune zu zeigen, bemühte sich Erna, alles so gut und so schön zu machen, wie liebende Frauenhände es nur vermögen.

Verzweifelt lächelnd gab sie Weisheit, nachdem sie fertig und der Tisch gedeckt war.

Stumm und finstern dreinblickend nahm Noff ihr gegenüber Platz.

„Schmeckt es dir, Noff?“ versuchte Erna, ihn anzufächeln.

„Dünn! Ich nicht behaupten.“

„Du liebe Zeit!“ entquoll es ihr in ehrlicher Entrüstung. „Wie kann man nur gleich so ungehalten, so ganz aus dem Häuschen sein, wenn mal —“

„Du weißt, daß ich Vergesslichkeit nicht ausbilden kann“, schnitt ihr der Negerische das Wort ab.

„Nein, an diesem Morgen war nichts mehr mit ihm anzufangen. Erna gab es auf, und wortlos beendeten sie den Imbiß.“



„Oh, Prinz, das erinnert mich an etwas — ich muß mir morgen mein Haar waschen lassen!“

Nach flüchtigem Abschied fürchte der Gatte davon, ins Gesicht.

Die Kollegen, die um Noffs böse Meinung natürlich auch Weisheit wankten, beobachteten gespannt, wie er mit Beginn der Frühstückspause die Tischschubladen und sämtliche Taschen vergeblich nach seinem Brot absuchte.

„Wer hat mir mein Brot verreckt?“ ging es denn auch wirklich abwärts los.

„Na, höre mal —“, vernahm sie einer.

„Es wäre das erste Mal nicht, daß ihr mir einen Schabernack spielt!“ grölte der Enttäufte.

„Wer hat dir schon jemals etwas weggenommen?“ „Sind wir denn kleine Kinder?“ „Unerhörte!“ Von allen Seiten hagelte es Erwiderungen solchen und ähnlichen Inhalts.

Während fürchte Noff hinaus, krochend schlug die Tür hinter ihm zu. Schallendes Gelächter verfolgte ihn.

In der Absicht, sich beim Bäcker gegenüber mit Erna für das nicht auffindbare Frühstück zu versehen, eilte Noff die Treppe hinunter. An seiner blinden Haß hatte er dabei um ein Haar sein Brautgeld über den Haufen getanzt, das ihm unerwartet entgegenkam.

„Du hier, Erna —?“ erkannte er.

„Ich will dir nur dein Brot bringen, das du heute früh dahier liegen gelassen, verzeihen hat.“ Damit reichte sie ihm das Vermittelt.

„Weißt du wie ein besoffener Pudel sahete Noff nach ihrer Hand. „Erna, „Liebling“, brauchste er, „wie konnte ich nur —“

„Ja, das kommt davon“, meinte Erna schelmisch, wünschte ihm einen guten Appetit und die Befehrer, bekräftigte beides mit herzhaftem Händdrück und begab sich leichtem Schrittes und frohen Sinnes zurück nach dem ehelichen Heim, um das Mittagessen in Angriff zu nehmen.

Wachlos gegen die spöttischen Bemerkungen der leichtfertig und ganz zu Unrecht gegen den Kollegen mußte Noff sein Brot verzeihen.

Als die Uhr endlich halb eins schlug, kam es wie eine Erlösung über ihn. Wie seit ihren ersten Tagen hatte er eine solche Sehnsucht nach Erna empfunden wie heute!

# Zum LACHEN und RATEN



## Ideale Kräfteausnützung

„Was liegt denn da unter dem Brett?“

„Die Koteletts für morgen, — die sollen wir weich klopfen!“

S. Rote (Scherl-W.)

## Probates Mittel

„Mutti“, sagte der fünfjährige Hans, „will Vater dir nun zum Geburtstag die Pelzjacke schenken?“

„Mein, Lieblich“, erwiderte die Mutter, „ich fürchte, er tut es nicht!“

„Sag mal, Mutti, hast du denn schon mal dich auf den Boden geworfen und geschrien und mit den Füßen getrampelt? Wie ich?“ (Zit-Bis)

## Ein Schlauberger

Ein Junge hatte Nachbarn und mußte einen Strauß von mindestens 50 Worten über die Käse machen. Der Aufsatz lautete:

Käse sind nette Tiere. Meine Tante Paula hat einen. Sie hat sie sehr gern, und wenn sie ihr Milch geben will, dann ruft sie: Puffi, Puffi, Puffi, Puffi... 50 mal. (Zit-Bis)

## Einfache Sache

„War es schwer für Sie, einen Namen für Ihren Stammbaum zu finden?“

„Durchaus nicht. Wir haben nämlich nur einen männlichen Verwandten, der reich ist!“ (Berlinsche Magazine)

## Hier wird umgetauscht

Basen, Wölle, Mäste, Kater, Nebe, Reid, Masche, Palm, Reim

Aus jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden (wie aus Kern das Wort Kern, oder Korn). Die neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang den Namen eines berühmten spanischen Dichters ergeben.

## Wer kann gut rechnen?

Lauten Helene geht spazieren; da trifft sie einen von ihren drei Neffen und sagt ihm: „Du kommst in meinen Garten gehen, dort steht ein Korb mit Äpfeln; von denen kommst du dir den dritten Teil nehmen, aber teile rechtlich!“ Der Neffe reißt hin und holt sich seine Äpfel. Inzwischen trifft Tante ihren zweiten Neffen, sagt ihm dasselbe; der trollt sich auch in Tantes Haus, denkt aber, er sei der erste und nimmt sich genau den dritten Teil der Äpfel aus dem Korb. Kaum ist er zur Haustür hinaus, so kommt der dritte Neffe, den Tante auch geschickt hat. Der denkt ebenfalls, er sei der erste und nimmt wieder nur den dritten Teil. Draußen trifft er die beiden andern und da zeigt sich's nun, daß er 15 Äpfel weniger hatte als der erste und sechs Äpfel weniger als der zweite. Darauf ließ der Zweite und Dritte wieder ins Haus zurück und der Zweite nahm von den noch im Korb befindlichen Äpfeln drei Äpfel, der Dritte den Rest. Wieviel Äpfel waren im Korb überhaupt gewesen?

## Silbenrätsel

by — he — chen — hi — de — dies — e — e — et — he — il — fi — la — lo — man — me — wie — na — nach — nan — nen — ni — ra — rin — rinh — sa — se — sel — son — stand — uhr

Aus diesen 31 Silben sind 10 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

- 1 alter Zeitmesser, 2 Stoff für ein wichtiges Medikament, 3 Säugetierkreuzung, 4 altbekannte Stadt in Thüringen, 5 durch Goethe bekanntes Bad im Harz, 6 Wiffenschaft, 7 Irrgang, 8 Voraussetzung der Familie, 9 beliebte Wurzelfrucht, 10 Stadt in Griechenland.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnpruch (es gilt als nur 1 Buchstabe).

- 1. \_\_\_\_\_
- 2. \_\_\_\_\_
- 3. \_\_\_\_\_
- 4. \_\_\_\_\_
- 5. \_\_\_\_\_
- 6. \_\_\_\_\_
- 7. \_\_\_\_\_
- 8. \_\_\_\_\_
- 9. \_\_\_\_\_
- 10. \_\_\_\_\_

## Nichts zu machen

Bei einem Festessen sprach ein Mann schon eine halbe Stunde lang, ohne daß er ein Ende finden zu können schien.

Einer der Gäste bemerkte zu seiner Tischdame:

„Gib's denn nichts, was diesen Mann zum Schweigen bringt?“

„Das versuche ich nun schon seit 15 Jahren“, meinte die lächelnd. (Wart Dem)

## Auf alle Fälle

Simms war in der Sommerfrische. Gleich am Morgen nach der Ankunft nahm er sein Badezeug um schwimmen zu gehen. Die Pensionistin hielt ihn aber zurück und sprach:

„Ich will nicht gerade sagen, daß es bei den Klippen gefährlich ist, ich möchte auch nicht Ihre Schwimmkürze anzuweisen — es wäre mir aber lieb, Sie bezahlten Ihren Preis im Voraus!“ (Wienpost)

## In der Schule

Der Lehrer erklärte das Gesetz der Schwere und, wie es die Menschen davon befreie, von der Erde herunterzufallen. Als er damit fertig war, lud er die Schüler ein, Fragen zu stellen.

„Bitte, Herr Lehrer“, sagte ein Schüler, „wie kommt es denn, daß die Leute, die vor der Einführung des Gesetzes gelbt haben, nicht heruntergefallen sind?“ (Zit-Bis)

## Was ist falsch an diesem Bild?



„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

„Was ist falsch an diesem Bild?“

## Wer hat richtig erraten?

Streuworträtsel, Waagerecht: 1. Rob. 2. Lor. 5. Seerote, 8. Uri, 9. Ode, 10. Ob. 11. El. 14. Dtr. 15. Ada, 16. Enapah, 18. Eib, 19. Don. — Senkrecht: 1. Lahr, 3. Niese, 4. Ur. 6. Eisbera, 7. Osteria, 12. Möwe, 13. Ralen, 17. Bo.

Widerätsel, Sich regen bringt Segen, Ordnung schaffen!

Was vergangen, kehrt nicht wieder, Aber ging es leuchtend nieder, Scherker's lange noch zurück.



So ist der Mensch! — oder: Früh übt sich...

0,50 — 0,50 D. rotbraun, 1.— + 1.— D. dunkelgrün, 1,50 + 1,50 D. rotlila, 2.— + 2.— D. blau.

Polen: Anlässlich des ersten Stratosphärenfluges eines polnischen Ballons wurde eine Gedenkmarke in Blockform ausgegeben. In das Bild des gezeichneten Markes einseitig ist. Block: 75 Gr. — 1,25 Bl. violett.

## Neue Sonderstempel

V a s e n a I I: Am 21. Oktober fand vor der Reichshauptstadt, dem früheren Kriegslazarett, eine Kundgebung statt zur feierlichen Erinnerung an den Tag, an dem vor 20 Jahren der Kaiser als Frontsoldat gasvergiftet und erkrankt erkrankte wurde. Aus diesem Anlaß wurde der zum Geburtstag verwendete Sonderstempel mit veränderter Aufschrift (Datum) in Gebrauch genommen.

W i e n: Konzerthaus, Deutscher Reichsbund für Leibesübungen, Weltmeisterschaft im Gewichtheben 1898—1898 Wien.

M a g d e b u r g: Fahrbares Postamt, Einweihung des Schiffhebewerks Magdeburger-Notenhefe und Größtmarsch des Mittelkanals, 30. Okt. 1898.

W e i m a r: Erstes Großdeutsches Dichtertreffen in Verbindung mit der Woche des deutschen Buches, 28.—30. Okt. 1898.

M ü n c h e n: Sonderpostamt im Deutschen Museum, Konserthaus, am 6. Nov. 1898.

M ü n c h e n: Woche des Deutschen Museums, Wien: In der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

W i e n: Woche des Deutschen Buches 1898, Zeichnung: Das Bild der Hofburg, 2.—21. Nov. 1898.

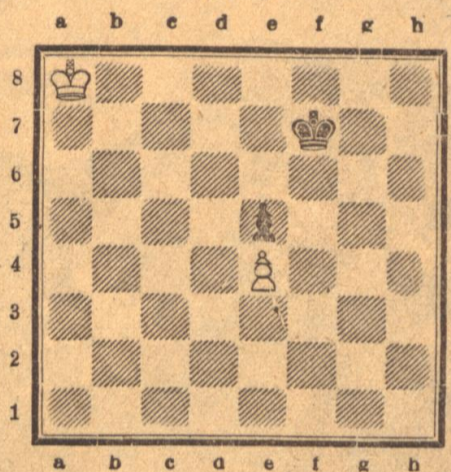
# Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo. Weisinger, Durlach, Scheffelstraße 7, Folge 46 13. November 1938

## Opposition oder kritische Felder?

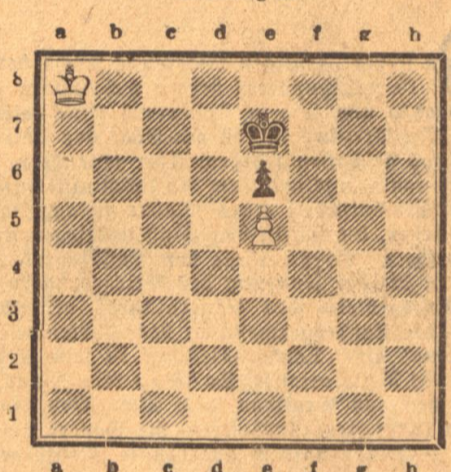
(Fortsetzung)

Stellung 14



In Stellung 14 gewinnt Weiß immer den Zug, auch wenn Schwarz am Zuge ist; aber Schwarz kann remis halten, weil er dem Weissen das Betreten der kritischen Felder d6, e6, f6 mit Erfolg freitig machen kann.

Stellung 15



In Stellung 15 gewinnt Weiß immer, auch wenn Schwarz am Zuge ist, weil Weiß mit dem Gewinn des Bauern e6 zugleich den kritischen Feldern Weiß ergriff.

(Fortsetzung folgt)

## Wer hat richtig gelöst?

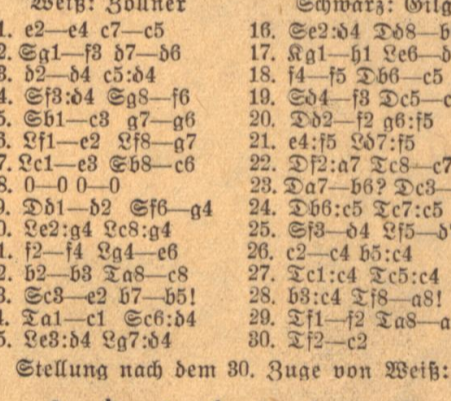
Nachtrag: 18—21 lösten richtig: Dr. Daehn, Karlsruhe und Dr. Wenz, Pforzheim. Lösung der Aufgabe Nr. 22 von Georg Becker (W. Raab, Weh, 4. S. 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100).

Richtige Lösungen fanden ein: Robert Filder, Erwin Häblich, Franz Beck, Willi Beller, Karlsruhe; Dr. Wenz und Dr. Finkler, Pforzheim; Eugen Giebel, Bretten; Dallinger, Durmersheim.

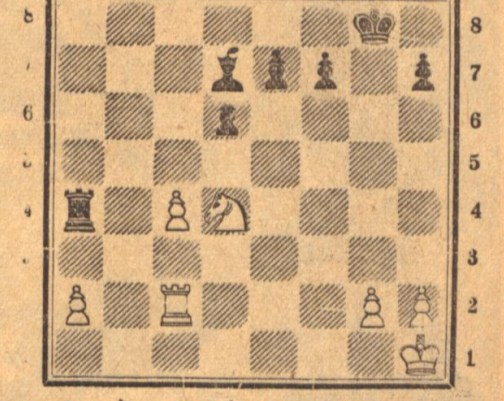
## Eine gute Leistung des sudetendeutschen Vorkämpfers

In dem Meisterturnier zu Glatz konnte der bekannte Glatz den ersten Preis erringen. Eine gute Partie lieferte er gegen den als Weltmeister geltenden Glatz aus Bayern:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:



Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:



Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

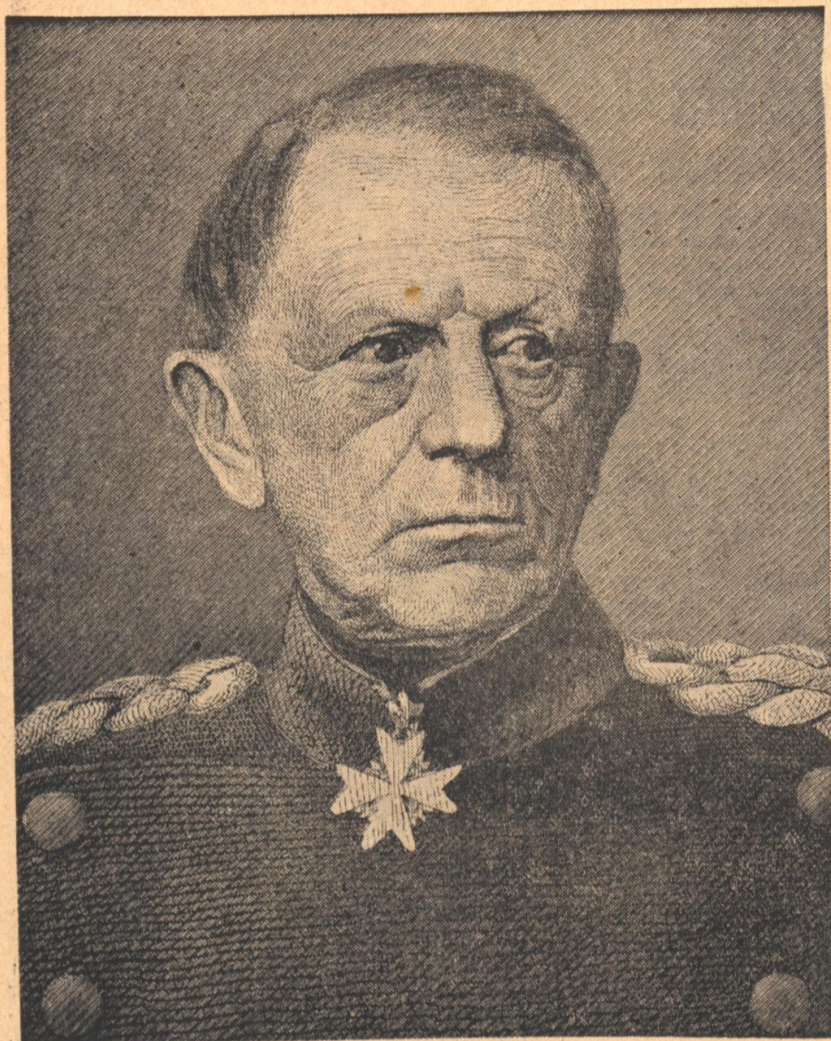
Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:

Stellung nach dem 30. Zuge von Weiß:



# Das Gehirn der Armee



Helmuth von Moltke, der große Feldherr der deutschen Einheitskriege



Männer, die den deutschen

Generalstab leiteten

Neithardt von Gneisenau, der geniale Generalstabschef Blüchers



Gerhard David Scharnhorst (1755—1813), der Reorganisator des preussischen Heeres nach der Katastrophe von 1806.

Zu seiner heutigen Bedeutung wuchs der Generalstab erst im Laufe des 19. Jahrhunderts heran: Scharnhorst und Gneisenau sind in Preußen, Napoleon und Götter in Österreich seine geistigen Väter gewesen.

In Preußen ist erst am Ende der Befreiungskriege ein eigener Generalstab geschaffen worden. Aber sein Kern, der „Große Generalstab“ blieb noch Jahrzehntlang dem Kriegsministerium unterstellt, bis es der Wucht der Persönlichkeit eines Moltke gelang, ihm diejenige selbständige Form zu geben, die sich in den Einheitskriegen und im Weltkrieg hervorstechend bewährte. Vorbereitung der Landesverteidigung und Beratung des Feldherrn bei der Führung des Krieges haben von jeher im Mittelpunkt des Arbeitsgebietes des Generalstabes gestanden. In seinen Anfangsjahren hat die Landesvermessung, das Kartenwesen, die später als „Landesaufnahme“ eine Sonderabteilung in seinem Rahmen bildete, eine vorherrschende Rolle gespielt. So ist es kein Zufall, daß seine ersten Chefs — abgesehen von Grolman, dem alten Gehilfen Scharnhorsts, der den Posten nur kurze Zeit innehatte — die Generale von Mülling und von Krausen — wissenschaftlich anerkannte Militärgenie waren. General von Neuber ist vom Unteroffizier und Regimentschreiber durch eigene Kraft, durch Tüchtigkeit und Tapferkeit zu den höchsten Würden im Heere emporgestiegen.

### „Wer ist dieser Moltke?“

Als Moltke an seine Stelle trat, war der lange, hagere General, der mehr einem Gelehrten als einem Offizier glich, dem größten Teil der Armee so gut wie unbekannt, war die Stellung des Chefs des Generalstabes noch nicht so befestigt, daß sie ihm in den Feldzügen von 1864 und 1866 das nötige Übergewicht über die ihm dienstlich nicht unterstellten Armeeführer und kommandierenden Generale gab. Noch am Abend vor Königgrätz fragte ein General, dem man einen von Moltke unterzeichneten Befehl überbrachte, unwirsch: „Wer ist dieser General von Moltke?“ Graf Schlieffen urteilt über Moltkes Einfluß im Jahre 1866: „Die preussischen Generale, so ausgezeichnet und hervorragend sie auch waren, vermochten sich nicht in den Ideenzirkel des grauen Theoretikers, der nicht einmal eine Kompanie geführt hatte, zu fassen. Moltke mußte immer wieder ruhig und unverdrossen die von ihnen gestörten Zirkel herstellen. Zuerst hatte er sich auf gütliches Zureden beschränkt, schließlich mußte er zur Anwendung königlicher Befehle schärfter Form greifen. Daß er doch seinen Willen durchsetzte und alles zu einem glücklichen Ende geführt hat, ist gewiß nicht die geringste seiner Leistungen gewesen.“

Freilich, 1870 fragte niemand mehr, wer General von Moltke war. Da beugte man sich — von vereinzelten Ausnahmen wie Steinmetz bei Spichern abgesehen — widerspruchslos seiner höheren Einsicht, seinem überlegenen Führergefühl. In den langen Friedensjahren nach den Einheitskriegen wurde er nie müde, an sich und seinem Werke zu arbeiten. Er erzog in

strenger Arbeit durch Planaufgaben, Uebungsreisen, im Wechsel zwischen Stab und Front dem Generalstab ein gleichmäßig geschultes Offizierkorps, in dem die Fähigkeit freier Entschlußkraft im Sinne der Führung lebendig blieb. Er entwarf in treffender Erkenntnis der Wechselwirkung zwischen Politik und Kriegsführung immer wieder neue Pläne für die Verwendung der Armee im Kriegsfall und bereitete die Mobilmachung mühselig vor.

### Die Nachfolger des Schweigers

Moltkes Nachfolger, Graf Waldersee, hat militärisch sein Erbe voll gewahrt. Daß er sich auf dem Gebiet der Politik zu weit vorwagte, hat ihm und dem Generalstab nicht zum Segen gereicht. In Graf Schlieffen fand dann der Generalstab wieder einen Chef, der nicht nur selber mit Meisterhand die Pläne für den kommenden Zweifrontenkrieg entwarf, sondern auch

Graf Alfred von Waldersee

Nachfolger des großen Moltke



General der Artillerie Halder, der neuernannte Chef des Generalstabs.



Alfred Graf von Schlieffen, der Schöpfer des großen Aufmarschplanes im Westen, Ansmann-Archiv (?), Scherl (1)



Paul von Beneckendorff und Hindenburg übernahm in schwerster Stunde die Leitung des deutschen Generalstabs.



Generalstabschef von Falkenhayn. Nach einem Gemälde von Franz Triebisch.

der Erzieher einer ganzen Generation von Generalstabsoffizieren wurde. Um seinen Nachfolger, den jüngeren General von Moltke, geht noch heute der Streit der Meinungen. Der Vorwurf, daß seine Verwässerung des Schlieffenplans, das heißt die Schwächung des rechten deutschen, durch Belgien vorgehenden Stoßflügels, zugunsten des hinhalten feststehenden linken Flügels in Vorkriegs die Quelle des Mißgeschicks an der Marne gewesen sei, wird in neuerer Zeit von den Kritikern nicht mehr mit gleicher Schärfe erhoben. Man glaubt den Gedankenängsten, die Moltke zu diesem Entschluß führten, und die vor allem in der veränderten politischen Lage wurzelten, eine gewisse Veredlung beimessen zu müssen.

General von Falkenhayn, der nach der Marne Schlacht ihn ersetzte, war im Frieden nicht in dem erwünschten Maße für seine Stellung vorgeeignet worden. Mit unerwünschter Arbeitskraft hat sich der jugendliche, tatkräftige Mann an die Lösung der ihm übertragenen Aufgabe gemacht. Er ist ihr nicht gewachsen gewesen, wenn auch mit seinem Namen die Erfolge des Sommers 1913, die rasche Beendigung des rumänischen Feldzuges 1916 für alle Zeiten verknüpft bleiben werden. Ein unglückliches Geschick wollte es, daß es ihm nicht gelingen sollte, mit dem ihm an Gedankenreichtum überlegenen Chef des überreichlichen Generalstabs, Conrad von Höndorf, zu einem erträglichen Zusammenwirken zu kommen.

### Hindenburg und Ludendorff

So atmete mit ganz Deutschland die Armee auf, als im August 1916 in Hindenburg und Ludendorff jene Männer an die Spitze des Generalstabes traten, die durch ihre Taten längst einen Anspruch auf diesen Platz hatten. Die Form, in der es geschah, war politisch bedingt. Das Ansehen, als zweiter Chef des Generalstabes hinter Hindenburg zu treten, wies Ludendorff ab. „Mir schien“, so schreibt er in seinen Kriegserinnerungen, „die Bezeichnung „Erster Generalquartiermeister“ zweckmäßiger. Meiner Ansicht nach dürfte es nur einen Chef des Generalstabes geben, ich hatte mir indes ausdrücklich volle Mitverantwortung für alle zu fassenden Entschlüsse und Maßnahmen zu sichern lassen.“

Wir alle wissen, in welcher glücklichen Uebereinstimmung die beiden Feldherren die ihnen gestellten Aufgaben meisterten. Wir wissen um die Arbeit, durch die sie im folgenden Winter die deutsche Widerstandskraft auf ganz neue Grundlagen stellten. Wir wissen um ihre Abwehrkriege im Jahre 1917, ihre Angriffserfolge im Frühjahr und Sommer 1918. Wir haben mit Schmerzen erlebt, daß auch ihre Kraft nicht ausreichte, dem Ansturm der Feinde von innen und außen ein letztes Halt zu bieten. Wir sahen voll Dank, wie aus dem letzten Chef des Generalstabes des alten Heeres der Vater des Vaterlandes wurde.

Feindestücke hat dem Heere des Zwischenreiches, der Reichswehr, den Generalstab genommen. Mit dem neuen Heere ist er zu neuem Leben erweckt.